Gesammelte Gedichte

von

Wilhelm Raabe

Im Auftrage der Familie
herausgegeben
von Wilhelm Brandes

Berlin :: Otto Janke 1912

L. 4935.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Unter Vorbehalt aller Rechte
aus dem Gesetz vom 19. Juni 1901.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Vorwort.

Wilhelm Raabes Lyrik ist vor der Fülle seiner Prosadichtung lange Zeit fast ganz übersehen worden. Kein Wunder, hat er doch selber sie solange hintangestellt, nie einen Band Gedichte veröffentlicht und wie die ersten drei, so die letzten dreißig Jahre seines Schaffens sich ausschließlich als „prosaischer Epiker" gefühlt und betätigt. Nur in einer vergleichsweise kurzen Zwischenzeit — die eigentlich schöpferische Periode beschränkt sich sogar auf die fünf Jahre von 1857 bis 1861 — hat er auch die Versdichtung gepflegt, auch da bloß nebenher als einen Seitenschößling seiner kern- und stammhaften erzählenden Prosa und ebendarum immer nur wie im Vorübergehen und mit großen Unterbrechungen. Dennoch ist der Ertrag wahrlich nicht klein und manche köstliche Frucht darunter; die Betrachtung dieser „lyrischen Intermezzi" aber gibt zugleich Grundzüge der innern Entwicklung des Dichters in den entscheidenden Jahren seines Werdens und Wachsens.

Eine „pathologische Merkwürdigkeit" nannte es schon der junge Poet selber, daß er nicht gleich den meisten andern vom Jugendlied zur Prosa des Mannes gekommen war, sondern von vornherein sich der Erzählung zugewandt und zwei Bücher, die „Chronik der Sperlingsgasse" und den „Frühling", ohne einen Vers hatte ausgehen lassen, ehe überhaupt

der Lyriker in ihm erwachte. Das ist allerdings merkwürdig und um so seltsamer, als in eben dieser Prosa seiner Frühzeit die lyrischen Quellwasser überall leis aus der Tiefe rauschen und rieseln, wie sie denn auch später immer einmal wieder, selbst noch in „Altershausen", durch die soviel härter und vollwüchsiger gewordene Prosadiktion sich vernehmen lassen. Aber es ist in der Tat so: bis gegen Ende 1857 hatte der Sechsundzwanzigjährige nur einmal, wohl im Sommer desselben Jahres, die wenigen Liederstrophen, die seine Magdeburger Domschüler von 1595 in der Rahmenerzählung zum „Studenten von Wittenberg" singen, alten Mustern nachgeformt und war auch dabei noch nicht der eigenen lyrischen Triebkraft und Begabung inne geworden. Plötzlich am 5. Dezember, ohne jeden ersichtlichen innern oder äußeren Anlaß, bricht es stromweis ihn selbst überraschend hervor: „Ich entdecke, daß ich Verse machen kann", schreibt er groß und unterstrichen mit vier Ausrufungszeichen in sein wortkarges Tagebuch, und von da ab volle acht Tage stehen darin — obwohl er gerade am Werk ist, sein „vollständig konzipiertes" drittes Buch „Die Kinder von Finkenrode" auszuarbeiten — nichts als „Reime" und immer wieder „Reime" verzeichnet, als hätte der Dichter, der Prosa satt, jetzt sein eigentlichstes Gebiet gefunden und wollte die Versäumnis von Jahren in Wochen nachholen. Ebenso plötzlich aber stockt die strömende Quelle: vom 14. Dezember ab finden wir ihn wiederum auf lange hinaus ganz und gar aufgehend in emsigster Prosaarbeit. Neben einer Reihe Novellen, darunter „Lorenz Scheibenhart" und „Wer kann es wenden?", entstehen die größeren Erzählungen „Die Kinder von Finkenrode" und „Der heilige Born". Möglich, daß zu dem jähen und andauernden Verstummen des Lyrikers die Ablehnung mitgewirkt hat, die seine ersten

Lieder bei der Redaktion von „Westermanns Monatsheften", wie hernach bei den „Hausblättern" erfuhren; auch der Verleger Schotte ließ sich nur widerwillig die paar Begleitgedichte zu der Novellensammlung „Halb Mähr halb mehr" gefallen und verbat sich weitere. Jedenfalls weiß das Tagebuch zwei Jahre lang nichts von neuen „Reimen" zu berichten, und wenn dennoch gerade die eben genannten Novellen und Erzählungen zahlreiche lyrische Einlagen enthalten, wenn hier die Frauen und Mädchen an der Wiege, bei der Arbeit und im wachen Träumen Lieder singen und die Helden selber gelegentlich ihren runden Vers machen, wenn dazu sogar besondere Vertreter der Sangeskunst, wie der Spielmann Kaspar Wicht im „heiligen Born", eingeflochten werden, ja als Rahmen für eine Reihe der frühsten und schönsten „Reime" eigens die Geschichte eines jungen Dichters ersonnen wird, der bescheidentlich „Einer aus der Menge" heißt, — so dürfen wir gewiß annehmen, daß, wonicht alle, doch die meisten auch der Lieder, von denen es sich nicht so bestimmt nachweisen läßt, schon aus jener ersten Flitterwoche seiner lyrischen Muse stammten und, da „die Klugen nichts davon wissen wollten", jetzt auf diesem Wege mittels der Erzählungen an das Publikum gebracht wurden.

Die so zusammengehörige Gruppe der Raabeschen Frühlyrik, „grün Blatt, welk Blatt und Blütenblatt", hat bei aller Mannigfaltigkeit des Inhalts, der Einkleidung und der Form doch schon insofern einen einheitlichen Zug, als sie eben aus denselben Stoff- und Stimmungskreisen mit der gleichzeitigen Prosa erwachsen ist. In dieser aber hat von den drei Personen, die der werdende große Humorist in sich vereinigt und verschmelzen wird, dem Romantiker der Phantasie und des Herzens, dem hohen Idealisten des Wollens und dem scharf-

ängigen und vor keinerlei Wahrheit zurückscheuenden Realisten in der Erfassung der wirklichen Welt, einstweilen nach Jugendrecht der Romantiker bei weitem das Übergewicht, und zwar nicht bloß in seinen abenteuerfrohen Historien, sondern auch da, wo er Idyllen und Tragödien aus dem deutschen Volksleben der Gegenwart erzählt. Dementsprechend schlägt er in seinen Versen durchweg Töne der volksmäßigen Romantik an, wie sie sich von des Knaben Wunderhorn über Brentano und Eichendorff zu Heine entwickelt hatte. Doch ist der Dichter schon hier kein bloßer Nach- und Mitempfinder, sondern von vornherein auch schon ein Eigener, der die Fülle seiner Gesichte in einem Geist und einer Sprache zu offenbaren weiß, die ihm gehören. Seine balladenartigen Stücke stehen, nicht bloß was Echtheit der Farben betrifft, neben den besten der Zeit, und wer sich freimachen kann von dem Banne der modernen Lyrik und ihren Forderungen und sich hingebend einfühlen in die unvergleichlich naivere und anspruchslosere Welt des jungen Poeten von 1857, der wird gerade in den schlichtesten Liebes- und Wiegenliedern sein holdes Wunder finden und aus Reimen wie denen vom Tode die Seele des deutschen Volkes singen hören.

Haftet immerhin den vielfarbigen Dichtungen dieser ersten Zeit, eben weil sie nur dem Frohgefühl einer neuen Kraft und der Lust, sie zu genießen und auf das mannigfachste zu erproben, entsprungen waren, hier und da noch etwas von Spiel und Willkür an, so hat die zweite Flut, die im Herbst 1859 einsetzt, einen durchaus innerlichen Charakter. Ein mächtiger, ja leidenschaftlicher Antrieb, der stärkste, den Raabe je empfangen hat und der darum auch lebenslang bei ihm wirkend bleiben sollte, ruft sie hervor und hebt sie insoweit über die erste. Es ist für Raabe bezeichnend, daß es noch

immer nicht die Liebe war, sondern jetzt das nationale Sehnen und Verlangen nach staatlicher Einheit und geistiger Freiheit, das nun jenen hohen Idealisten des Wollens in ihm hervortreten und die Führung nehmen ließ. Auch ihn hatte die in ganz Deutschland damals wiedererwachende völkisch-politische Bewegung der Geister ergriffen, die im Nationalverein einen neuen Mittelpunkt und im Schillerfeste ihren lauten volkstümlichen Ausdruck fand, und entfachte sein Vaterlandsgefühl, das sich schon in der „Chronik" warm und herzhaft erwiesen hatte, zu heißlodernder Flamme. Zum ersten Male schlägt sie empor in den Versen für die Wolfenbüttler Bürgerfeier des 10. Novembers und durchweht dann eine Reihe weiterer Dichtungen dieses und des folgenden Jahres: vorauf die düstere, jugendlich übersteigerte Phantasie „Königseid", veranlaßt durch den Verfassungsbruch der Ära Borries im benachbarten Hannover, und ihr Gegenstück aus dem Glaubenskampfe der Zeit und des Dichters „Der Kreuzgang"; weiter dann die Mehrzahl der Gedichte, die der Erzählung „Nach dem großen Kriege" beigegeben sind, einem Buche, das bei aller märchenhaften Waldromantik und allem Biedermeierbehagen der Kleinstadt von 1816 doch ganz und gar mit zeitpolitischem Empfinden durchtränkt ist. Wer nur den Raabe der Resignation kennt, der sieht hier vor etwas völlig Neuem, einem Stück nationalen Sturmes und Dranges, desgleichen die Zeit nach 1848 kaum sonst noch hervorgebracht hat. Das durchhaltende Pathos, das damals noch nicht Rhetorik hieß, sondern von denen, die es sprachen, ebenso tief und wahr empfunden wurde, wie von denen, an die es sich wandte, mutet uns heute wohl gealtert an, und die oft schwerflüssige und künstlerisch weniger durchgearbeitete Form wird dem Ästheten nicht behagen; aber wer hört nicht in

den wuchtigen Rhythmen des Studentengesanges „Ans Werk", die wie Hammerschläge auf sprühendes Eisen das Herz des deutschen Volkes für eine große Zukunft fest schmieden wollen, das eigene heiße Herz des Dichters pochen? In der Gesinnung ist er schon hier ganz er selber, der künftige vates et prophota seiner Nation.

Wieder dann eine unergiebige Zeit, fast eine Pause, über das ganze Jahr 1860 und die größere Hälfte des folgenden, und doch ist es gerade die Zeit, in der die Liebe über den Dichter kam und eine glückliche Liebe. Im März 1861 verlobte er sich mit der über Jahr und Tag schon heimlich Verehrten und wandte nun vorerst seinen ganzen Fleiß und seine volle Kraft und Lust an das Buch, dessen Ertrag ihnen helfen sollte, das eigene Nest zu bauen — „Unseres Herrgotts Kanzlei". Erst als er dem Werke das Ende absehen kann, folgt vom September bis zur Jahreswende die dritte lyrische Hochflut, die reichste und in jedem Sinne bedeutendste von allen. Aber freilich ist es kein Rückertscher Liebesfrühling, sondern wieder ein echter Raabescher Liederherbst. Nur wenige eigentliche Liebeslieder, wie die süßmelodische „Sommernacht", wenige auch, die im Vollgefühl köstlicher Gegenwart die innerste Genüge des Menschen und Poeten aussprechen, wie die „Beruhigung", jene seligen Rhythmen, die er nachmals dem Hungerpastor in Herz und Mund gelegt hat. Überall sonst mischt sich in die reine Glücksempfindung dunkle und herbe Reflexion, in jubelnde Lebenslust ein ahnungsvoller Vorklang des unausweichlichen Lebensleides und die bittre Klage, daß das Schönste unvollkommen und vergänglich ist und an allem Ende der Tod steht.

Ist es die Größe des Glückes selber, die ihn schon in dem Sommerliede „Gute Stunde" mit dem Feldruf der

Jugend: „Es lebe das Leben!" doch an den Neid der Götter gemahnt, der „nur minutenlang uns vergißt?" Ist es das neue Gefühl der Verantwortung, ein anderes Herz auf dieser „schwankenden Erde" an das seine geknüpft zu haben, einer Verantwortung auch seinem Genius gegenüber, und der selbstquälerische Zweifel, ob dieser Genius stark genug sein wird, sie beide durchzutragen, was ihn in seinen Liedern immer wieder nach stolzer Ausfahrt ein Scheitern, hinter dem frohen Lenz einen dunkeln Winter sehen, immer wieder *sein* Media vita in morte sumus sprechen, einmal sogar in der grausamen „Regennacht", wie der erste Entwurf zeigt, das eigene Sterben mit allen Sinnen vorweg durchempfinden läßt? Oder ist es nur die innere Erfahrung, die jeder Denkende gerade auf der Mittagshöhe des Lebens machen muß, daß man doch nicht bloß Zuschauer menschlicher Schicksale, sondern selber Schicksalsgenosse ist und Anwärter auf alles, was das Leben bringen kann — diese Erfahrung, die recht eigentlich den Jüngling zum Manne vollendet?

Das Problem scheint sich zu komplizieren, wenn wir daneben die stolzfrohen Briefe und das Tagebuch mit seinen heiteren und glückseligen Notizen und Ausrufungszeichen lesen und in der gleichzeitigen Prosadichtung — eben „Unseres Herrgotts Kanzlei", den Anfängen der „Leute aus dem Walde" und der Novelle „Das letzte Recht" — die jugendliche Lebenskraft und den tapferen Lebensmut den Sieg gewinnen sehen, während die Lyrik so vielfach schon die Stimmung von „Abu Telfan" und dem „Schilderump" vorwegnimmt. Allein derselbe Gegensatz läßt sich auch fast vom Anfang seines Schaffens an zwischen den jeweiligen größeren Erzählungen und den daneben erwachsenden Novellen erkennen und gibt uns damit noch eine persönliche Erklärung

an die Hand: es ist die Eigenart der Raabeschen Weltbetrachtung, die zu den wechselnden Farben des Lebens immer auch ihre Komplementärfarben sehen muß und ihn treibt, nicht bloß die Sonne zu suchen, wenn er einmal eine Strecke grau in grau hat arbeiten müssen, sondern auch von der Fülle des Lichtes sich wenigstens auf Stunden und Tage in Dämmerung und Dunkelheit zu flüchten, schon um das Herz zu stählen und das Auge scharf zu halten. Diese Eigenart läutert und vollendet sich allgemach durch seinen erhabenen Humor, der beides zu kunstvollem Helldunkel und tröstendem Ausgleich vereinigt und versöhnt.

Hiernach kann es uns nicht mehr wunder nehmen, wenn die wenigen Gedichte, die dem Manne vereinzelt in den weiteren sechziger Jahren gerade um „Abu Telfan" und den „Schüdderump" nachgewachsen sind, nun wieder durchgehends nicht die dunkeln Farben dieser Romane tragen, sondern mit einem guten Teil der gleichzeitigen Novellen das Leben frohgemut hinnehmen und tapfer bejahen, ja wenn er einmal sogar in jener „Platenschen Parabase", die er für einen heitern Abend des Stuttgarter „Bergwerks" geschrieben hat, einen Ton anschlägt, der an freier Laune nichts zu wünschen übrig läßt.

Unzweifelhaft steht Raabes Lyrik in dieser gesamten dritten Gruppe auf ihrer künstlerischen Höhe. Bei reichem Gehalt haben jetzt die meisten Gedichte auch einen Grad der formalen Vollendung, den er früher weder erzielt, noch auch nur angestrebt hatte. Sein ethisches Pathos hat nichts Rednerisches mehr; eher sucht ein herber Wirklichkeitssinn, das Charakteristische betonend, den dichterisch erhöhten Gegenständen doch ihre eigensten Züge und Farben unverschönt zu lassen. In einer ganzen Reihe der besten Stücke aber

wird mit den schlichtesten Ausdrucksmitteln bei ahnungsreicher Tiefe des Empfindens eine reife Schönheit erreicht, die schlechthin meisterlich heißen muß: so gleich in den drei ersten unter sich grundverschiedenen Gedichten, weiter in dem Mondliede der Heyligerin aus dem „letzten Recht“: „Wenn über stiller Heide“ — Raabes lyrischer Theodicee — in dem „Abschiede von Stuttgart“ und den klassischen freien Rhythmen aus dem „Dräumling“, die nicht bloß durch die Form und durch den Helden der ersten Hälfte an Goethe erinnern.

Weshalb er auf solcher Höhe des Könnens die Versdichtung je länger je mehr aufgegeben hat, um ihr dann und gerade im „Dräumling“ deutlich und endgültig abzusagen, läßt sich nur vermuten. Zunächst mag die „harte“ und oftmals drängende Arbeit an den „Leuten aus dem Walde“ und am „Hungerpastor“ schuld daran gewesen sein, daß die Jahre 1862 und 1863 nur einige Liedanfänge und Fragmente gezeitigt haben; aus der Not ward dann diesmal eine Gewöhnung, aus der Gewöhnung später ein Wille. Noch einmal freilich hat er im folgenden Jahre einen Mittelweg einzuschlagen versucht: Balladenstoffe, wie er sie früher schon wiederholt ergriffen hatte, ziehen ihn an, und der Plan zu einem humoristischen Epos wird entworfen — Trümmer von beiden haben sich im „Dräumling“ erhalten. Aber je tiefer er sich im Laufe dieser und der folgenden Jahre in seine eigenste Natur versenkte, um daraus hervorzuholen, was so nur er und kein anderer geben konnte, je mehr er auch in der Prosadichtung steil aufsteigend mit Anspannung aller Kräfte seine Höhe erklomm — „Hungerpastor“, „Drei Federn“, „Abu Telfan“, „Schüddekump“ mit den historischen Meisternovellen dazwischen —, desto mehr mußte für ihn persönlich die Verspoesie zu einem wohl noch einmal zulässigen, aber

auch ebensogut läßlichen Spiele dichterischer Kräfte werden, ja, sie konnte ihm, gemessen an den hohen Zielen seines jetzt wirklich „im engsten Ringe weltweite Dinge" umspannenden Humors, als ein immerhin edler Dilettantismus erscheinen, daran er keine Zeit und Kraft mehr verlieren mochte und durfte. Ein andres kommt hinzu. Das Eindringen der Reflexion in seine Lyrik leitet zwar ihre Vollendung ein, aber auch ihr natürliches Ende. Seine ausgleichende ethische Teilnahme an allem, was von Menschen und unter Menschen geschieht, die humoristische Freiheit, mit der er sich dabei zugleich wieder über ihr Empfinden wie über das eigene erhebt, die philosophische Grundsätzlichkeit seines gereiften Denkens und Handelns — das alles mußte sich dem rein gefühlsmäßig und subjektiv aufsprudelnden Naturphänomen der eigentlichen Lyrik hemmend und zugleich bis zu einem gewissen Grade geringschätzend entgegenstellen. Statt wie vordem mit Versen füllen sich jetzt seine Notizbücher mit Aphorismen, und was früher ein Lied geworden wäre, das gibt fortan, zum Stimmungsbilde erweitert oder zur Sentenz zusammengedrängt, seiner immerfort reflektierenden Prosa Licht und Schmuck.

Nur einmal noch in späteren Jahren hat ein großer Schmerz dem Greise einen Tropfen lyrischen Herzbluts entpreßt — die wenigen, unser Herz zum tiefsten Mitgefühl bewegenden Zeilen auf den Tod der geliebten jüngsten Tochter, die selbst den Seinigen erst aus dem Nachlaße bekannt geworden sind und nun sein Buch beschließen.

* * *

Die vorliegende erste Ausgabe der gesammelten Gedichte Wilhelm Raabes erfüllt den langgehegten und oft ausgesprochenen Wunsch vieler Freunde und Verehrer, seine in so vielen eigenen Büchern und darüber hinaus in Sammelwerken und Zeitschriften verstreute Lyrik in einem Bande vereinigt besitzen und genießen zu können. Sie bringt aber auch eine Absicht des Dichters zur endlichen Ausführung. Schon früher hatte er mit Dr. Gustav Janke und zwar auf dessen Anregung hin über eine Sammlung der Gedichte verhandelt. Als dann im Jahre 1901 Emil Sarnow in Frankfurt eine solche als private Festgabe der Freunde zum siebzigsten Geburtstage geplant und vorbereitet hatte, lehnte er dies mit dem Hinweis auf die Verpflichtung gegen seinen Verleger dankend ab, aber auch mit dem Zusatze: „Mir scheint der Zeitpunkt für eine solche Zugabe zu meinen Prosaschriften eben noch nicht gekommen zu sein: ich werde meine literarische Tätigkeit vielleicht damit schließen und hebe mir selber für des Weges Ende das als eine ‚Birne für den Durst' auf." Sieben Jahre später gab er mir für einen Aufsatz „Wilhelm Raabes lyrische Zeit" (Eckart, II, 12) zu verschollenen Versen, die ich aufgespürt hatte, noch eine Anzahl ungedruckter aus einem Notizbuche der ersten sechziger Jahre und überließ es mir nach seiner Gewohnheit, mich damit, so gut ich konnte, abzufinden. Erst später hat er dann seine Absicht ‚für des Weges Ende' wirklich aufgenommen und in Stunden der Neigung noch bis in seine letzten Lebensmonate hinein — ein Blatt trägt das Datum des 9. Juli 1910 — einen großen Teil der gedruckten und einige damals noch unveröffentlichte Gedichte aus den Notizbüchern ohne viel wesentliche Änderungen abgeschrieben und zusammengelegt, offenbar in dem Gedanken, den Band selber noch herauszugeben. Der

jähe Kräfteverfall der letzten Monate, der ihm auch das Schreiben erschwerte, ließ ihn dies Ziel nicht mehr erreichen, und so ist uns die Aufgabe geblieben, seinen Willen zu vollstrecken.

Selbstverständlich haben wir dabei seine Sammlung, soweit sie reicht, und seinen Sammelplan, soweit er sich aus der Anlage erkennen ließ, zugrunde gelegt. Insbesondere sind alle kleinen Bruchstücke und Anläufe beiseite gelassen, ferner leichte Gelegenheitsverse, Widmungen und Albumblätter, freundschaftliche Reime, dergleichen sich einige mündlich oder schriftlich erhalten haben, ebenso die in altertümelnder Sprache abgefaßten Kapitelüberschriften zu „Unseres Herrgotts Kanzlei" und die fragmentarischen Horazverdeutschungen des Lambrecht Tewes in „Höxter und Corvey", endlich die spaßhaften, nur für ihre Stellen geschriebenen Verse „Wunnigels" und des Justizrat Scholten in „Frau Salome" — auch er hatte und hätte von alledem nichts aufgenommen. Dagegen hat er den Liedern Roderichs von der Leine ihren Platz gegönnt, und nur das Zitat aus den „Keltischen Knochen" als einen Fingerzeig dazu gesetzt, daß sie auch hier nicht ernst genommen sein wollen. Leider waren eine Anzahl Gedichte, die das Tagebuch nennt, schon für ihn nicht mehr herzuschaffen und sind also erst recht für uns verloren: aus der Frühzeit u. a. „Venuswurf" und „Contre-Tanz"; aus dem letzten, reichen Wolfenbüttler Jahre „Glockenklang", einst Hoefer für die „Hausblätter" angeboten, „Jenseits der Berge", „Eine Hand voll Leben", „Die Wolken ziehn am Himmel"; aus der Stuttgarter Zeit ein „Herakles" (15. November 1864). Die ersten hat er wohl im jugendlichen Bewußtsein seines Reichtums achtlos verflattern lassen, die späteren vielleicht mit dem Liederhefte, das er um die Mitte der sechziger Jahre bei

einem großen inneren und äußeren Aufräumen verbrannte, gestissentlich, doch zu seinem späteren Bedauern vernichtet.

Unter dem übrigen Bestande noch einmal eine immer doch subjektive Auslese vorzunehmen und etwa das eine und andere Gedicht noch auszuscheiden, das uns heute mehr den vergänglichen Charakter der Zeit, als den unvergänglichen Wilhelm Raabes zu tragen scheint, haben wir nicht für erlaubt, auch nicht für wünschenswert gehalten: der Liebhaber mag wie bei allen Poeten seine Auswahl dessen, was ihm besonders zu Herzen spricht, selber treffen; der Raabe-Freund und vollends der wissenschaftliche Forscher wird kein Stück, das einmal da ist, entbehren wollen.

So beschränkt und bescheidet sich unsere Arbeit füglich darauf, den authentischen Wortlaut, namentlich der vom Dichter selber noch nicht abgeschriebenen Stücke, festzustellen, das Ganze, damit es nicht ein wirrer Haufe scheine, in die drei Gruppen, die sich uns ergeben haben, zu gliedern und innerhalb dieser Gruppen die einzelnen Gedichte nach ihrer Entstehungszeit zu ordnen, soweit diese sich mit Sicherheit aus besonderen Angaben der Notiz- und Tagebücher oder doch annähernd nach den Daten der Vollendung der Werke und ihrer Abschnitte, in die sie eingelegt sind, bestimmen läßt. Das Inhaltsverzeichnis gibt darüber alle nötige Auskunft; was zu näherer Begründung in einigen Zweifelsfällen noch zu sagen wäre, muß einer andern Stelle vorbehalten bleiben.

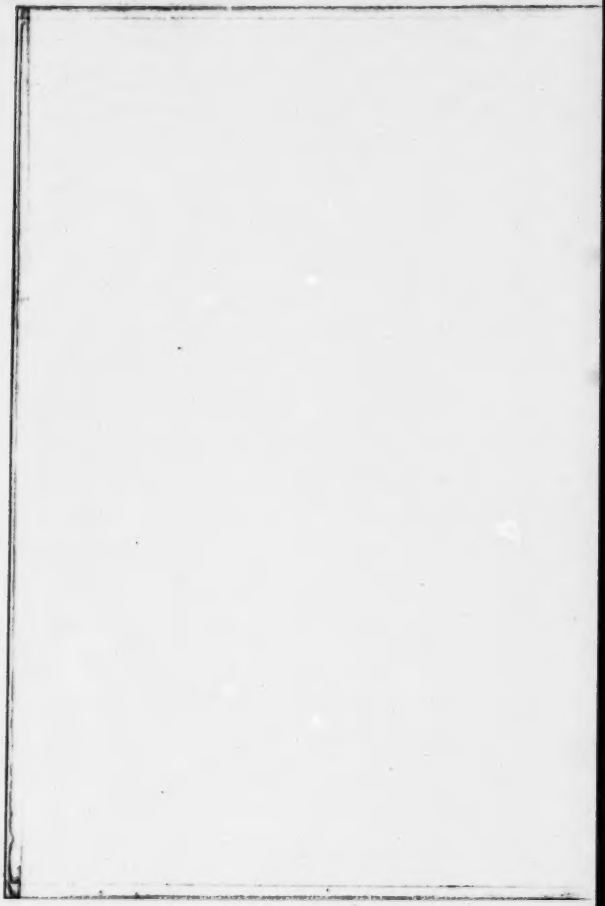
Und so möge denn der leichte und doch so inhaltreiche Band hinausgehen, nicht bloß eine Lücke zu füllen in der Reihe der Denkmäler deutscher Dichtung aus der stillen Arbeits-, Glaubens- und Hoffenszeit unseres Volkes vor fünfzig Jahren, sondern vor allem, um mit so manchem

Liede, das neben dem Schönſten, dem Tiefſten und Eigenſten unſerer reichen Lyrik ſeinen Platz behält, alte Freunde wieder zu erfreuen, neue zu gewinnen, dem Meiſter aber, der in ſeiner ganzen dichteriſchen Schöpfung und Perſönlichkeit zu den Auserwählten und Dauernden auch für das aufgehende deutſche Jahrhundert gehört, einen alten, aber immer noch grünen Kranz friſchgewunden auf das Haupt zu ſetzen.

Wolfenbüttel im Herbſt 1912.

Wilhelm Brandes.

Aus der Romantik



Der Winter iſt vergangen,
Jubilate!
Die grünen Felder prangen,
Jubilate!
Ihr Schüler, von den Bänken!
Ihr ſollt des Mai's gedenken!
Jubilate! Jubilate!

Auf Gottes Weg und Stegen,
Jubilate!
Dem Maien friſch entgegen,
Jubilate!
Zum grünen Wald voll Gnaden
Hat er euch eingeladen.
Jubilate! Jubilate!

Grün Zweiglein auf den Kappen,
Jubilate!
Seind Zeichen euch und Wappen,
Jubilate!
Geſchmücket ſo aufs beſte
Seid ihr zum Maienfeſte.
Jubilate! Jubilate!

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Es bricht herein die dunkel' Nacht,
Schütze uns, Gott, mit deiner Macht!
Laß leuchten deine Sternelein,
Sende deine heiligen Engelein!
Führe uns sicher auf unserm Weg,
Laß uns nicht gleiten vom schmalen Steg!
Laß leuchten deinen Mond,
Send uns dein Licht!
Verlaß uns nicht! Verlaß uns nicht!
Schütze uns, Gott, mit deiner Macht,
Führ uns in dein Reich aus der dunklen Nacht!

Osterhas.

Sprang der Osterhas
Durch die grünende Welt;
Kinder und Verliebte
Suchten im sonnigen Feld.

Welch ein schönes Nest
Hat mein Liebchen entdeckt!
Unterm Veilchenbusch
Fein war es versteckt.

Viele schöne Eier
Lagen glänzend drin,
Und mein jubelndes Liebchen
Kauerte neben es hin.
„Eier rosenrot!
Eier himmelblau!
Keins von ihnen schwarz!
Keins von ihnen grau!“

Die rosenroten
Waren voll Küsse,
Die himmelblauen
Waren voll Lieder —
Und Dämmerung ward es,
Eh' wir nach Haus kamen!

Türmers Töchterlein.

Sie neigt sich herab übers Turmgeländ',
So eisig die Stirn, so glühend die Händ';
Der Vater das Sünderglöcklein zieht,
Durch die Gassen hallt das Totenlied —
Jetzt holen sie ihn aus dem Kerker.

Die Trommel wirbelt — Choralgesang!
Wie so hell tönt der Sünderglocke Klang!
Ihr Auge ist starr, ist tränenleer,
Wie ist das verödete Herz so schwer —
Und sie führen ihn vor das Rathaus.

Die Sonne so hell, die Luft so weich;
Ist die blühende Welt nicht ein Himmelreich?
Klein Vogel neben ihr zwitschert und singt,
Und die Armesünderglocke klingt —
Sie haben den Stab ihm gebrochen.

Sie neigt sich, sie beugt sich, sie schauet herab,
Sie lächelt, sie lacht: Schön Schätzel im Grab,

Im Grabe ha'n wir uns wieder;
Was wollen die traurigen Lieder? —
Und sie schleifen ihn zur Richtstatt.

Tief unter ihr dehnt sich das Häusermeer,
Der Markt so voll und die Straßen so leer!
Dumpf rauscht es, dumpf wogt es, die Trommel erschallt,
Und leise das Sünderglöcklein hallt —
Der Ring ist geschlossen.

Sie neigt sich, sie beugt sich, sie faltet die Händ':
O Schätzel, o Schätzel, jetzt ist es am End'!
O Schätzel, o Schätzel! . . . ein schriller Schrei,
Die Trommel, die wirbelt — vorbei, vorbei —
Sie fanden im Grabe sich wieder.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Belagerte Stadt.

I.

Was kündet am nächtlichen Himmel
Der rote Feuerschein?
Dort bricht durch Blut und Flammen
Der wilde Feind herein!

Das jammernde Volk vom Lande
Strömt zu den schützenden Mauern;
Es kommen Reiche und Arme,
Es kommen Edle und Bauern.

Sie schleppen die Greisen, die Kranken,
Die Kinder, die Herden zur Stadt; —
Ist's nicht, als ob die Sündflut
Die Welt verschwemmet hat?

Die Weiber in den Kirchen
Auf den Knieen früh und spat,
Die Männer auf den Mauern,
Die Ratsherrn stets im Rat!

Von den Türmen Sturmesglocken,
Vom Walle Schuß auf Schuß!
Und wir — im Häuslein am Tore,
Wir tauschen — Kuß um Kuß!

Das Feuerrohr lehnet im Winkel,
An der Hüfte klirrt das Schwert, —
Ein Kuß in solchen Zeiten
Ist tausend Küsse wert!

II.

In meines Liebchens Kammer,
Da ist das Fensterlein
Versponnen und verhangen
Vom grünen wilden Wein.

Die Scheiben sind zerbrochen,
Die Ranken sind zerfetzt;
Denn vor den Mauern und Wällen
Liegen die Feinde jetzt.

Aus den Gräben, von den Türmen
Feuer und Feldgeschrei!
Mein Handrohr und mein Liebchen
Sind wacker mit dabei.

Auf jeden Schuß die Antwort:
Wir halten's noch lange aus!
Auf jeden Kuß ein Küßchen —
Ihr Feinde, geht nach Haus!

Mein Liebchen reicht die Kugeln,
Reicht mir ihren roten Mund;
Das ist ein wonnig Küssen
In solcher bösen Stund'.

Mein Liebchen reicht die Lunte,
Preßt mir dabei die Hand,
Und blitzt das Pulver vom Zündloch,
Drückt sie sich an die Wand.

Es zittert und bebt der Boden!
Es wankt und schwankt das Haus!
Sie rücken heran zum Sturme —
Hinaus, auf die Mauer hinaus!

Mein Liebchen ſchürzt ihr Röcklein,
Mit Kugeln die Schürze ſie füllt —
Torwächtermaid auf dem Walle
Wohl tauſend Lanzknechte gilt.

III.

Herr Jörg, der Bürgermeiſter,
Weiß gut den Kolben zu führen;
Die lahme Lieſel vom Kirchplatz
Weiß gut das Pflaſter zu ſchmieren. —

Die toten Freunde nach Haus!
Die toten Feind' in den Graben!
Das war das dritte Stürmen:
Sie wollten's nicht beſſer haben.

Hei Lieb, wiſch ab die Trän'!
Hei Lieb, ſchenk güldnen Wein,
Was kümmert's zu ſolcher Stund',
Fällt ein Tropfen Blut hinein?

Hei, wie die Äuglein leuchten!
Wie leuchtet der Wein im Glas!
Ein Trunk zu solcher Stunde
Wiegt auf manch volles Faß!

IV.

Zehntausend Knechte geworben —
Wie ist ihr Mütlein gekühlt!
Fünftausend Knechte verdorben —
Sie ha'n das Spiel verspielt.

Sieg, Brüder! Jesus, das traf —
War das der letzte Schuß?
O Lieb, verlaß mich nicht!
O Lieb, den letzten Kuß!

O Lieb, das ist der Tod —
Faß mich in deinen Arm!
Gerettet, gerettet die Stadt!
O Lieb, tu dir kein Harm!

O Lieb, die Stadt gerettet!
O Lieb, nimm hier mein Schwert —
Solch Tod in deinem Arm
Iſt wohl das Leben wert!

Verlorene Stadt.

Vierzehn lange, lange Wochen
Gab die Liga Sturm auf Sturm,
Vierzehn lange, lange Wochen
Trotzte Mauer, Wall und Turm.
Tapfre, fromme teutſche Bürger
Schützten Glauben, Ehr' und Haus —
Dreißigtauſend Ketzerleben
Rottet heut die Kirche aus!

Stadt gewonnen! All gewonnen!
Und des Kaiſers Feldherr ſpricht:
Seit Jeruſalem verloren,
Sah man ſolch' Viktori nicht!
Heilige Jungfrau, Mutter Gottes,
Dank und Gloria! Dir die Ehr!
Seit man Troja hat gewonnen,
Sah man ſolchen Sieg nicht mehr! . . .

Die ſchönſte Blum' im Garten mein,
Die hat der Sturm zerbrochen;
Das ſchönſte Wort im Herzen dein,
Iſt in den Wind geſprochen!
O falſche Lieb', o böſe Lieb'!
Was von der Welt noch übrig blieb,
Iſt eitel Trauer und Grämen!

Was läuten die Glocken im Lande?
Der Kaiſer iſt geſtorben!
Was läutet mein Herz im Leibe?
Die Liebe iſt verdorben!

Die Glocken dumpf erklingen,
Zu Grab ſie den Kaiſer bringen:
O du toter Rudolfus, bitt' —
Nimm doch meine Liebe mit!

An der Landſtraß' im Graben, da bin ich gefunden,
Zigeunerweib hat auf den Rücken gebunden
Mich armes verlaſſenes Kind.

Zog mit mir hinaus in die weite Welt,
Verhandelte mich an die Pfaffen für Geld,
Schwarzlockig, braunäugiges Kind!

Schwarz iſt mein Haar, weiß iſt mein Leib,
Will werden nun ein Soldatenweib,
Ich armes verlaſſenes Kind!

Mein feiner Geſelle, ſchauſt du auf mich,
Wirf ſchnell den höchſten Wurf für mich
Schwarzlockig, braunäugiges Kind!

Sie drängten ſich um die Trommel her,
Es rollten die Würfel die Kreuz und die Quer.
Ach armes verlaſſenes Kind!

Der junge Reiter, den Hut er ſchwang,
Den Arm er um Feinsliebchen ſchlang,
Schwarzlockig, braunäugiges Kind.

Es rief die Trompete, es ſank das Gezelt,
O du weite, weite, weite Welt!
O du armes verlaſſenes Kind!

Vorhang herunter,
Trauerſpiel aus!
Führ' jetzt mein ſchluchzendes
Schätzchen nach Haus.

Scheint auch der Mond nicht,
Leucht't auch kein Stern:
Amor geht mit uns,
Trägt die Latern'.

Ach du armer Prinz!
Ach du armer Marquis!
O du böſe Prinzeſſin
Eboli!

Das iſt die Jungfrau im Walde,
Die liegt mir ſtets im Sinn!
Das iſt die Jungfrau im Walde,
Die nahm mein Herze hin!

In Waldnacht ſchlafen die Vögel,
In Waldnacht ſchläft das Reh;
Im Wald, im nächtlichen Walde
Steigt die Jungfrau aus dem See.

Aus dunkelgrünem Waldſee
Hebt ſich das ſchöne Weib —
Im Mondlicht gaukeln die Wellen
Um ihren ſchneeweißen Leib.

Zum Mond, zum runden Monde
Hebt ſie die weiße Hand,
Aus Mondſtrahl, Waſſerfunken
Webt ſie ſich ihr Gewand.

Irrlichtervolk im Walde
Hüpft leuchtend, lüſtern herzu;

Die Jungfrau ſitzet und webet,
Sieht lächelnd dem Reigen zu.

Doch wenn ein Närrchen gaukelt
Zu nah ihrem Waſſerhaus,
Wirft ſie eine Hand voll Tropfen,
Löſcht's arme Närrchen aus!

Mädchen am Ofen
Sitzet und ſpinnet:
Dichter im Winkel
Sitzet und ſinnet —

Dämmerung draußen,
Dämmerung drin:
O wie voll iſt mein Herz!
O wie ſchwer iſt mein Sinn!

Spule ſurrt —
Rädchen ſchnurrt —
Dämmrungsgedanken!
Mädchentraum,
Dichtertraum,
Wachſen und ranken —

Amor, ach Amor,
Schnell tritt herein,
Bring uns Licht! Bring uns Licht!
Danken's dir fein!

Trauriges Wiegenlied.

Schaukeln und Gaukeln —
Halb wachender Traum!
Schläfst du, mein Kindlein?
Ich weiß es kaum.

Halt zu dein Äuglein,
Draußen geht der Wind;
Spiel fort dein Träumlein,
Mein herzliebes Kind!

Draußen geht der Wind,
Reißt die Blätter vom Baum,
Reißt die Blüten vom Zweig —
Spiel fort deinen Traum!

Spiel fort deinen Traum,
Blinzäugelein!
Schaukelnd und gaukelnd
Sitz' ich und wein'.

Ein wilder Sturm
Faßt mich und hebt mich,
Trägt mich empor
Über Menschenschicksale
Und Menschenweh!
Völker und Könige
Kämpfen da unten
Auf der kleinen Erde
Ihre kleinen Leiden! . . .

Aber ich, dem die Götter
Die herrlichste Krone,
Die Krone der Liebe
Auf die träumende Stirn drückten:
Über den Wolken,
Über den Wettern
Streck' ich die Hand aus,
Und aller Kampf
Und aller Schmerz
Und aller Zwiespalt
Im Himmel und auf Erden,
Über mir, unter mir,

Wird Harmonie,
Wird ſeliger Friede,
Wird ſchönſte Ruhe.

Wer hat meine Nelken
All' mir gepflückt?
Wer hat meine Lilien
All' mir geknickt?

Hühnchen im Garten
Die Blüten mir bricht,
Schaukle ich mein Kindchen,
Und kümmert's uns nicht!

Ich weiß im Wald ein kleines Haus,
Weit ab vom Pfad gelegen;
Da schaut ein Mägdlein schmuck heraus:
„Gruß dir auf deinen Wegen!“

Im kleinen Haus das Mägdelein
Hat Augen hell und klare,
Die Lippen rosig und küßlich sind,
Und goldig glänzen die Haare.

„Mein Jäger jung, mein Jäger fein,
Tut nur vorüber fahren,
Ich fang' Euch doch mit den Augen mein,
Bind' Euch mit meinen Haaren!“ . . .

„Alles Genießliche
Hab' ich genossen;
Alles Verdrießliche
Hat mich verdrossen.

Brauch' es jetzt wacker
Nur auszuschrei'n,
Um ein gelesener
Dichter zu sein."

Über den Marktplatz zu schweifen,
Durch die Gassen zu streifen,
Licht aus Schatten zu greifen,
Das ist Dichterberuf! — —

Wunsch und Vorsatz.

Kein Tor,
Kein Türchen
Soll sein mir verschlossen!
Kein Herz,
Kein Herzchen
Soll mich verstoßen!
Aber wollen die Großen
Nichts von mir hören,
Will zu den Kleinen
Schnell ich mich kehren.
Aber wollen die Klugen
Nichts von mir wissen,
Will die Einfältigen
In Demut ich grüßen.

Dämmrungsgedanken haſcht' ich ein
Und ſperrt' ſie in dies Büchelein;
Im Dämmerwinkel fein verſtecket
Hab' ich dies Büchlein ausgehecket!
Welk Blatt, grün Blatt und Blütenblatt
Der Wind mir hergetrieben hat; —
Ich hätt' ſie können treiben laſſen,
Ich hätt' ſie können liegen laſſen,
Allein, allein der Dichterſinn
Hält manch Verſchmähtes für Gewinn,
Hält manch Vergeſſnes lieb und wert
Und ehret, was die Welt nicht ehrt.

Buch zu!

Da liegt auf meinem Bilderbuch
Die weiße duftende Roſe;
Feinsliebchen ſie am Herzen trug
Und warf ſie ins Fenſter mir loſe.

Feinsliebchens Stimm' im Garten klingt,
Wo ſind die Gedanken geblieben?
Wenn's regnet und ſchneit, der Dichter ſingt;
Im Sonnenſchein kann er nur lieben!

Es hat geschneit die ganze Nacht
Bis an den grauen Morgen,
Es hielt 'ne traurige Totenwacht
Mein Herz in Not und Sorgen.

Es hielt mein armes Herze Wacht
Wohl über der toten Liebe;
Es hat geschneit die ganze Nacht
Bis an den Morgen trübe.

Ja, gestern war die Erd' so grau,
Die Welt war abgestorben:
Nun legte das Tuch die Leichenfrau,
Man merkt nicht, was verdorben!

Die Nacht, die Nacht iſt ſtill und mild,
Nun kommt der Morgen bald!
Mein Herz, mein Herz iſt krank und wild, —
So reit' ich durch den Wald.

Und neben mir, und hinter mir,
Und vor mir drängt das Heer;
Aus Blut und Flammen kommen wir,
Es raſſelt Schild und Speer.

Ja, geſtern in der blut'gen Schlacht,
Im hellen Sonnenſchein,
Da hat mein Herze wohl gelacht,
Da mocht' geſund es ſein!

Die Nacht, die Nacht iſt ſtill und lind,
Im Oſten wird es licht.
Die Stirne küßt der Morgenwind,
Das Herz, das Herz zerbricht!

Am Tage Sankt Johannis,
Wie lag die Welt in Sonne!
Am Tage Sankt Johannis,
Wie ſchlug mein Herz in Wonne!

Es zog ein fröhlich Klingen
Wohl über die grüne Heide:
Schön Lieb mit hellem Singen
Schritt her im Feſttagskleide.

Sie hielt ein ſchwarzes Büchel
Voll goldner, frommer Lieder;
Dazu ein weißes Tüchel
Gefaltet vor dem Mieder.

Ringsum die Blumenglocken
Aus Näh' und Ferne grüßten,
Rot Röslein in den Locken,
Weiß Röslein vor den Brüſten.

O ſelig Sommerleben!
Rot Röslein raubt' ich loſe!

Drauf hat ſie mir gegeben
Auch noch die weiße Roſe.

Am Tage Sankt Johannis,
Wie lag die Welt in Sonne!
Am Tage Sankt Johannis,
Wie ſchlug mein Herz in Wonne!

Kein ſtilles Fleckchen,
Krieg drinnen, Krieg draußen!
Kein dunkel Eckchen,
Qual innen und außen!
In Flammen die Welt,
In Feuer das Herz!
Was ſoll doch werden
Aus all dem Schmerz?
Was ſoll das werden?
O arme Erden!
Was ſoll das geben?
O wildes Leben!

In schönen Frühlingstagen
Hat hoch mein Herz geschlagen;
Die Welt hab' ich durchritten,
Hab' ritterlich gestritten.

Von Lieb' wußt' ich zu melden,
Von kühner Tat der Helden;
Bis einmal ich vernommen,
Der Winter sei gekommen.

Da schaut' ich auf mit Grauen,
Kein Grün war mehr zu schauen,
Kein Vogel sang im Walde,
Der Winter ging über die Halde..

Mein Haupt, einst braungelocket,
Das war nun weiß beflocket;
Vom Rosse mußt' ich steigen,
Das Haupt zur Erde neigen.

Wie war mein Herz so traurig!
Wie war die Welt so schaurig!

Die Harfe tu' ich ſchlagen,
Mein Leid davon zu ſagen!
Die Welt muß ich durchziehen
Mit müdem Fuß und Knieen!

Nun ſtecke ich feſt in dem Sumpfe hier,
Und um mich zuckt es und flimmert's,
Es krabbelt und kribbelt das Sumpfgetier,
Doch goldig leuchtet's und ſchimmert's!

Viel glänzende Flammen um mich her
Viel ſeltſamen Reigen ſchlingen,
Und fern in der Schenke der Brummbaß brummt,
Und Geigen und Hörner erklingen.

Ja, dort in der Waldſchenk' Tanzmuſik! —
Es fehlt nur die eine Geigen;
Sie merken's nicht, und ſie achten's nicht,
Und luſtig und wild ſchweift der Reigen!

Rings um mich iſt Nacht, es ſchwand der Mond;
Wo ſind nur die Sterne geblieben?
O du Irrlichtervolk, das im Sumpfe wohnt,
Sag, was haſt du mit mir getrieben?

Ja, fern in der Schenke zum blutigen Herz,
In dem nächtlich dunkelen Walde,

Da tanzet mein Lieb und treibet Scherz,
Ach weh, ſie vergaß mich gar balde.

O du Irrlichtervolk, das im Sumpfe wohnt,
Tanz du nur nach meiner Geigen,
O ihr Kröten, ihr Unken, ſo viel ihr mich hört,
Kommt alle, ich ſpiel' euch zum Reigen!

Den Tod hab' ich gesehen:
Er kam im leisen Wehen,
Er kam mit sanftem Hauchen,
Nicht wollt' Gewalt er brauchen.
Er kam beim Sterneflimmern,
Bei Mondes bleichem Schimmern;
Kein Lüftlein sich bewegte,
Kein Blatt am Baum sich regte:
Ein Vöglein schwieg im Flieder,
Ein Fünklein fiel hernieder,
Ein Herz hört' auf zu schlagen
Zwei Stündlein vor dem Tagen.

Nun tu' den Tod ich schauen,
Er kommt im wilden Grauen!
Er kommt im Wetterbrausen
Zu Volkes-Not und Grausen!
Die Glock' zum Sturme rührt er,
Des Krieges Feuer schürt er!
Aus Nord und Süden rollt es,
Aus Ost und Westen grollt es!
Das Schwert in allen Händen,

Die Peſt an allen Enden:
Wem mag es wohl gelingen,
Den grimmen Tod zu zwingen?

Ein Briefelein
An meinen Schatz
In weiter, weiter Ferne,
Das schrieb ich fein
Und legte drein,
Was ich ihm gäb' so gerne:
An jedes Ecklein
Einen Kuß,
Und in die Mitte
Tausend Gruß,
Viel Bangen, Hoffen, Seufzerlein,
Mein ganzes, ganzes Herzelein —
Eia, eia, ei, ei, eia!

O Lieb', o Lieb', blas auf die Flamm',
Das Hoffen laß nicht fahren;
Und kommen wir heut nicht zuſamm',
Geſchieht es wohl nach Jahren!

Am Morgen, wann die Winde wehn,
Rührt's Blättlein ſich am Baume,
Und wann im Dorf die Hähne krähn,
So fahr' ich aus dem Traume.

Wie Windhauch iſt die Liebe mein,
Regt alle mein' Gedanken,
So um das ſüße Herze dein
Sich ſchlingen und ſich ranken.

O Lieb', o Lieb', blas auf die Flamm',
Das Hoffen laß nicht fahren;
Und komm'n wir heute nicht zuſamm',
Geſchieht es doch in Jahren!

Ich träumte ſo holden,
So ſeligen Traum,
Drin baut' ich ein Schloß
In den Himmelsraum.

Drin baut' ich ein Schloß
Aus Edelgeſtein,
Und ſetzte den Liebſten
Als König darein.

Doch als die Sonne
Zur Höhe ſich hob,
Der ſchöne Traum
Im Lichte zerſtob.

Mein Liebſter iſt fern,
Er iſt nicht allhier;
O Sonne, o Sonne,
Was leuchteſt du mir?

Gott grüße dich, Abend,
Gott grüße dich, Nacht:

Ihr habt mir den Traum
Und das Glück gebracht!

Gott grüße dich, Abend,
Gott grüße dich, Nacht,
Die Liebe zu Liebe
Zurück ihr gebracht!

Vorüber.

Nun iſt es vorüber,
Nun iſt es geſchehn,
Die Donner verrollen,
Die Wolken verwehn.

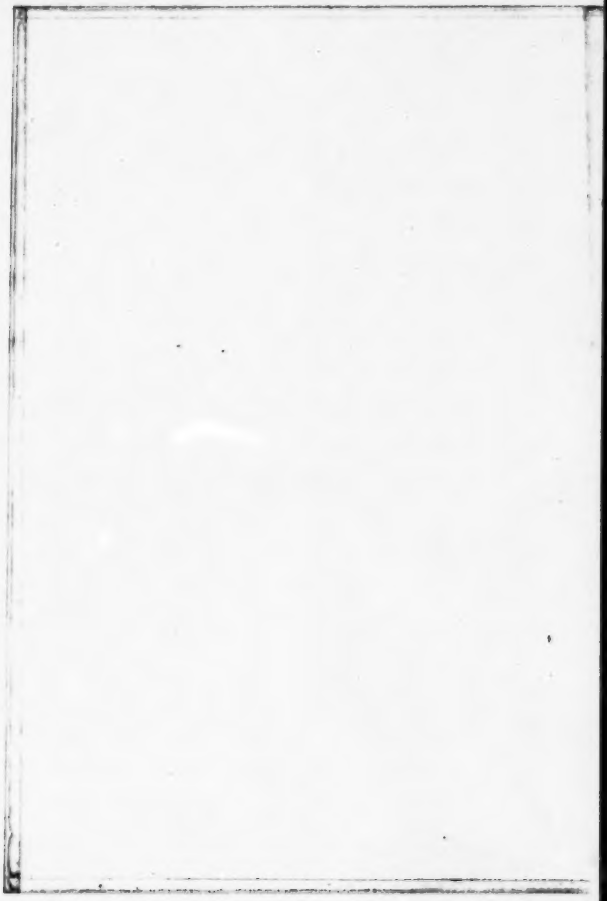
Es leuchtet, es blitzet
Die Wieſe, der Wald.
Was eben noch dunkel,
Wie hellt's ſich ſo bald!

Nun iſt es geſchehen,
Nun iſt es getan;
Es war ja ein Traum nur,
Es war nur ein Wahn!

Vom Zweige es träufet,
Die Wimper ab auch;
Wie funkeln die Tropfen
An Blättlein und Aug'!

Wie leuchtet die Sonne
Mit glänzendem Schein,
Über Berg, über Tal,
Ins Herz mir hinein!

Vaterland und Freiheit



Zum Schillerfeſt.

I.

Die Zeit iſt ſchwer! Dumpf grollt des Volkes Klagen:
Will nie der Morgen ob den Waſſern tagen?
Die Zeit iſt ſchwer! Wann kommt der Strahl der Sonnen?
Wann haben wir den neuen Tag gewonnen?

Die Zeit iſt ſchwer! In Millionen Herzen
Bewegt ſich neu das alte Wort der Schmerzen:
O Vaterland — ſo klingt es fort beſtändig —
Nicht tot biſt du und biſt doch nicht lebendig!

Wird nie ein Retter kommen dieſem Lande?
Wird kein Befreier löſen unſre Bande?
Wird der Meſſias nie erſcheinen in der Welt?
Wird nie der Baum blühn auf dem Walſerfeld?

So geht es um in aller Städte Mauern,
In Wald und Feld, bei Bürgern und bei Bauern,
Bei reich und arm, bei Männern und bei Frauen —
Tiefinnre Hoffnung und geheimſtes Grauen.

Schwer ist die Zeit, doch hat sie gute Zeichen;
Es will die Nacht dem lichten Morgen weichen.
Nicht stets gehört die Zeit den Neidern und den Hassern,
Denn Gottes Geist, der schwebt ja auf den Wassern!

II.

Es galt in unserm Volk einst diese Sitte:
Ward in Gefahr ein Fürst gewählet in der Mitte
Der Besten, hob man ihn laut jauchzend auf den Schild
Und zeigte so in ihm dem Volk des Volkes Bild.

Und so auch jetzt! In diesen bösen Tagen
Ward neu die Art der alten Heldensagen:
Der Freiheit Sänger auf den Schild gehoben,
Wie hält das Vaterland so hoch, so stolz ihn droben!

Um e i n e n Führer scharen sich die Stämme,
Die Schranken fallen ein, gebrochen sind die Dämme;
Der Franken Herz, das Herz der Schwaben, Baiern,
Sachsen,
Zum Herz des Vaterlands in ihm zusammenwachsen!

Das Deutsche Reich, so ist's noch nicht verloren,
Der Deutschen König ist aufs neue so erkoren,
Des Geistes Reich aufs neue fest gegründet,
Des Geistes Volk zu Kampf und Sieg verbündet!

Schwer ist die Zeit, doch gut sind ihre Zeichen,
Wohl muß die Nacht dem Licht der Sonne weichen!
Nicht mehr gehört die Welt den Neidern und den Hassern,
Ja, Gottes Geist schwebt immer auf den Wassern!

Die Glocken hallen, und die Banner wehen
Dem großen Feste, das wir heut begehen!
Die Herzen schlagen, und die Augen glänzen
Dem stolzen Bilde, das wir heut bekränzen
Am Krönungstag des Geist's, in Tat, in Wort, in Liedern —
Ein einig einzig Volk, ein einzig Volk von Brüdern! —

Zwei Dichtungen.

I. Königseid.

Es ſprach der Prieſter ihm Verrat ins Ohr:
„Der Eid iſt nichtig, den du haſt gegeben!“
Es drängte ſich der Edle dann hervor:
„Brich dieſen Eid, willſt du als König leben!“
Sie ſprachen beide: „Schreite, ſchreite vor,
Wir wollen dich, ein ſtarker Wall, umgeben!“
Er ſchwankte lang', doch in der böſen Stunde
Entfloh das böſe Wort aus ſeinem Munde.

Er brach den Eid! Er war ein ſtolzer Sieger
In mancher Schlacht; der Welt ſchrieb er Geſetze;
Sein Wink bewegte hunderttauſend Krieger,
Er blickte ſtolz auf hunderttauſend Schätze.
Sein Schwert, ſein Gold ihm zeigten die Betrüger,
Er brach den Eid und fiel in ihre Netze:
Sein Reich, in tauſend Jahren aufgerichtet,
Es hat *ein* Wort, ein einzig Wort, vernichtet.

Da ging ein großer Schrecken durch die Lande,
Ein Bangen ging durch Hütten und Paläste;
Es schlug die Furcht ein jedes Herz in Bande,
Der Baum des Volkes fühlt' durch alle Äste,
Daß seine Wurzeln hafteten im Sande,
Daß sich der Wurm in seinem Marke mäste.
Ein Schrei klang auf aus grenzenlosem Leide:
„Der König brach den Eid! Was gelten Eide?"

Und Stille ward's; es lächelten die Schlimmen,
Sie hatten ja das große Spiel gewonnen.
Sie hörten nicht die leisen Klagestimmen,
Sie hoben stolz das Haupt im Strahl der Sonnen;
Sie sahen nicht die bösen Funken glimmen,
Verschlossen hielten sie der Wahrheit Bronnen.
Er brach den Eid; er lag in ihren Ketten!
Er brach den Eid! Wer kann den König retten?

Nun schießt die Saat; sie wuchert im Geheimen
Und füllt die Welt: Der König brach den Eid!
Aus falschem Worte Tausende entkeimen,
Aus e i n e m Leid wächst tausendfältig Leid!

Wer will mit Schweiß und Blut die Krone leimen?
Die Treue weicht, Untreue weit und breit
Fährt um im Land und droht an allen Enden;
Er brach den Eid! Wer will das Unheil wenden?

Und Stille bleibt's nicht. Horch, ein leises Klagen,
Das Murren wird und dann zu dumpfem Grollen!
Wer will den Kampf nun mit der Wahrheit wagen?
Wer wehrt den Andrang jenem fernen Rollen,
Das wächst und wächst? Wer will in Fesseln schlagen
Die großen Wetter, die nun kommen wollen?
Herbei, ihr Priester! Helft, ihr stolzen Ritter!
Er brach den Eid, nun schützt ihn im Gewitter!

Die Trommel dröhnet durch der Städte Gassen,
Der Kriegsherr ruft; in Scharen ohne Ende
Ziehn auf im Eisenschmuck des Heeres Massen,
Es ballt das Volk die waffenlosen Hände.
In öder Kirch' den Priester hat's verlassen,
Daß es dem König diese Botschaft sende:
„Der Glaube lügt! Du, König, hast gelogen!
Du hast dich selbst, du hast dein Volk betrogen!"

Dann bricht es los! Es ſenken ſich die Speere;
Die Wahrheit ſoll an ihnen ſich verbluten;
Ihr gegenüber tritt die Söldnerehre
In ſtolzen Reih'n, darob die Banner fluten.
Im Bürgerkrieg begegnen ſich die Heere;
Die Treue muß vergehn in ſeinen Gluten:
Er brach den Eid, der Fürſt von Gott geſendet;
Gott iſt die Wahrheit; Gott ſich von ihm wendet!

Im weiten Lande alle Glocken hallen
Zum Volkeskampf; es ſteht die Welt in Flammen!
Was gilt der Eid der Bauern, der Vaſallen?
Der Bürgereid? Es ſtehen nicht beiſammen
Zwei Herzen mehr; die ſtärkſten Stützen fallen!
Es ſtürzt des Reiches Pracht in ſich zuſammen!
Der König brach den Eid! Das zieht hinunter
Ihn in die Tiefe, und ſein Reich geht unter!

Ja, in die Tiefe! Donnernd durch das Land
Kreiſt nun der Aufruhr, und in Wirbeln ſchlinget
Er um den Fürſt ſich, dem nicht e i n e Hand
Sich bietet, deſſen Ruf im Hohn verklinget,

Der seine letzte Kraft hat aufgewandt,
Des Reue nicht empor zum Himmel dringet.
Wer glaubt dem König? Falsch hat er geschworen;
Er brach den Eid! Der König ist verloren!

Wie rast das Volk! Wie drängen sich die Haufen!
In Waffen drohn dem Herrscher sie entgegen!
Die Plebs konnt' er mit Golde wohl erkaufen,
Das Volk kann er mit Golde nicht bewegen!
Schon droht es, Sturm auf den Palast zu laufen:
Was nützt der Speer, was der Trabanten Degen?
Stets näher wogt des Kampfes Brüllen, Heulen,
Und zitternd neigen sich der Hofburg Säulen.

Wo sind sie nun, die Herrn im Eisenkleide,
Daß ihre Banner um den Thron sie scharen?
Der Priester und der Edle schwanden beide;
Der König muß den bittern Schmerz erfahren:
Sie lassen ihn allein in seinem Leide,
Sie lassen ihn allein in den Gefahren!
Wie schnell sind sie in Nacht und Nichts zerstoben,
Als wilder stets die Fluten ihn umtoben!

So ſteht er einſam in den hohen Hallen,
Um die die Wogen ſeines Volkes rollen,
Durch die die Schatten ſeiner Ahnen wallen;
Er ſieht ſie nicht; — er ahnet nur ihr Grollen; —
Sein tauſendjährig Reich, es muß zerfallen,
Nicht Kraft hat er, zu denken und zu wollen.
Was retten könnte, hat er ſelbſt vernichtet;
Mit eigner Hand hat er ſich ſelbſt gerichtet.

II. Der Kreuzgang.

Durch got'sche Bogen fällt des Mondes Schein
Und hüllt in Dämmerlicht und Gaukelspiel
Seltsamer Art den alten Kreuzgang ein.
Zwölfmal der Glocke Hammer niederfiel
Um Mitternacht; die Fledermaus allein,
Auf gier'ger Jagd nach leichtverfehltem Ziel,
Durchflattert scheu, dicht am Gewölb', den Raum,
Und auf dem Friedhof nickt die Lind' im Traum.

O Sommernacht, so wonnig, süß und lind!
O Nacht voll Dunst und Schimmer wundervoll,
Ob müden Schläfern neigend sich im Wind!
Kaum weiß die Blum', ob sie sich schließen soll;
Sie rührt sich leise, wie ein schlafend Kind,
Der Tag für sie von Segen überquoll,
Der Tag, der wiederkehrt nach kurzem Säumen,
O welche Nacht, um von dem Tag zu träumen!

Doch sieh, da sieh! Was ist's? Was gleitet dort
Langsam einher, entlang der grauen Mauer?
Ein Mönch! Ein Schatten! Sieh, er schreitet fort;

Er kommt! Er wendet sich! O welch ein Schauer
Fällt über mich! Was will er hier am Ort
Zu solcher Stund'? Er wankt, in tiefster Trauer
Das Haupt gesenkt, mit irrem, schwankem Fuße
Hinab den Gang! Was treibt ihn? Reue? Buße?

Jetzt steht er still, dem Kirchhof zugewandt,
Sein Aug' empor zum dunkeln Himmel streifet,
Der ob der nächt'gen Erd' ist ausgespannt.
Mit e i n e m Blick er tausend Welten greifet,
Die Gott, der Herr, hat liebend ausgesandt,
Im Sphärentanz, der seinen Thron umschweifet,
Von Anbeginn in Leben überquellend,
In Glanz und Pracht die Ewigkeit durchschwellend.

O wie so wild des Mannes Auge glüht
In Stolz und Angst, in Groll und Haß und Spott!
Wie es empor im bleichen Mondglanz sprüht,
Die Welt verleugnend und zertrümmernd Gott!
„Wie hab' ich mich den langen Tag gemüht,
Die Nacht durchquält in glaubensbanger Not;
Dem Trug entronnen, heb' ich meine Hand
Aus wilder Flut gerettet an das Land!"

„Die Zeit iſt um, wo ich, ein blödes Kind,
Im Staube kroch, nun kriech' ich nicht mehr!
Des Zweifels Tage längſt vergangen ſind;
Wirf deinen Blitz, ſend deine Donner her,
Zertrümmre mich, Gewalt, die taub und blind
Im Weltall waltet, — Gottheit groß und hehr,
Wie ſie dich nennen — Weiber, Kinder, Narren;
Ich ſpotte dein, will deines Zornes harren!“

O Sommernacht, o Nacht voll ſüßer Ruh',
Wie liegt die Welt in deinem holden Frieden!
Gleich einer Mutter deckſt die Erd' du zu,
Und wachſt, daß ihr der Schlummer ſei beſchieden.
Aus tauſend Sternenaugen lächelſt du,
Und Not und Leid verbergen ſich hienieden!
O ſtille Nacht, o wolle deinen Segen
Auf jedes kranke Herz in Gnaden legen!

Und wieder ſpricht der Mönch, in Fieberhaſt
Die Fäuſte ſchüttelnd, auf zum hohen Himmel:
„In ſolcher Stunde hab' ich es erfaßt,
Ich ſchaute es in jenem Sterngewimmel:
Es iſt kein Gott, der dieſes Weltbau's Laſt
In Händen trägt, der dieſes hold' Getümmel

Von Sonnen lenket durch die Ewigkeiten,
Daß ſie das Nichts im ſchönen Glanz durchgleiten."

„Es iſt kein Gott! Einſt hab' ich es geglaubt,
Als Kind im Aufblick zu den goldnen Funken.
Wie ſchnell iſt mir d e r holde Wahn geraubt,
Wie ſchnell iſt mir d e r ſchöne Traum verſunken!
Es i ſt kein Gott! Hier neige ich das Haupt
Vom Wermutstrank des Wiſſens elend trunken;
Der Schleier, von Jahrtauſenden gewoben,
Ach, wie ſo ſchnell iſt er dem Blick zerſtoben!"

Und lachend niederſetzt der Mönch den Fuß,
Dumpf hallen nach die unterird'ſchen Grüfte.
„Hier ſende ich dem Leben meinen Gruß,
Dem Staub, der atmend zieht des Todes Düfte!
Dem Geiſte, der zum Staube werden muß;
Denn aller Geiſt ſinkt in des Grabes Klüfte!
In pace requiescat ſpricht die Dichtung
Auf dieſem Stein, und — Fried' iſt in Vernichtung!"

„Im Jammer kämpft die Menſchheit ſich ins Grab
Durch Tag und Nacht; o ſchales Einerlei,
Das Flut auf Flut rollt in das Nichts hinab,

Und nimmer ist das Puppenspiel vorbei!
O, wär' ein Gott, der den Gerichtesstab
Zerbräche, daß die Not am Ende sei!
Es ist kein Gott, daß er die Mühsal wende!
Es ist kein Gott, kein Anfang und kein Ende!"

Und draußen liegt, befriedend Gram und Zorn,
Die heil'ge Nacht. Die Wälder leis erschauern,
Fern blitzt das Meer, es murmelt Bach und Born,
Es rauscht der Fluß um alter Städte Mauern;
Um stille Dörfer nickt das goldne Korn,
Das reifend harrt des Sichelschwungs der Bauern;
O fromme Nacht, du Gottestrost hienieden,
Gib jedem Herz, gib jedem Herz den Frieden!

Und draußen ruht im Mondenglanz die Welt,
Und fort und fort schlingt sich der Sterne Reigen;
Stets holdrer Reiz der Schönheit sich gesellt,
In der sich Erd' und Himmel wollen zeigen.
Kein fremder Ton die Harmonie durchgellt
In der Natur; es will dem All sich neigen
Das Einzelne, das in dem Ganzen schwebet,
Den Ring begründet und im Ringe lebet.

Doch fort und fort den Säulenweg entlang,
In solcher Nacht ein dunkler, böser Schatten,
Trägt seinen Schmerz auf ruheloſem Gang
Der bleiche Mönch; er weiß nichts von Ermatten,
Nichts von der Zeit, das Herz schlägt ihm zu bang;
Er schreitet fort, bis Nacht und Tag sich gatten
Im Morgennebel, der den Kreuzgang füllet,
Den finstern Wandrer meinem Blick verhüllet.

Ans Werk, ans Werk mit Herz und mit Hand,
Zu bauen das Haus, das Vaterland!
Ans Werk, ans Werk, und laßt euch nicht Ruh,
Gegraben, gehämmert zu und zu!
Mit Händen hart, mit Händen weich
Behauen die Steine zum Bau für das Reich;
Ans Werk, ans Werk, sei's Tag, sei's Nacht,
Keine Rast, bis das Haus zu Stand gebracht —
Ans Werk, ans Werk!

Wühlt auf den Grund und fürchtet euch nicht,
Wenn nieder das alte Gemäuer bricht;
Grabt tief, nur tief und achtet es klein,
Wenn brechen die wilden Gewässer herein!
Ihr sorgenden Männer, zum Bund, zum Bund!
Und leget dem Vaterhaus den Grund,
Und leget den Grund dem Vaterland,
Ans Werk! ans Werk mit Herz und mit Hand —
Ans Werk, ans Werk!

Was kümmert euch Hohn, was kümmert euch Spott?
Ihr baut ja die feste Burg in Gott!
Was kümmert euch jegliches Menschenleid,

Ihr baut ja den Herd der kommenden Zeit!
Wälzt Stein auf Stein nach dem rechten Lot; —
Was kümmert euch andere Lebensnot?
Ans Werk, ans Werk für das Vaterland,
Mit brennender Stirn, mit wunder Hand —
Ans Werk, ans Werk!

Ihr Meister vom Bau, ihr Gesellen gut,
Die die Fugen ihr kittet mit Herzensblut,
Laßt nimmer euch irren und haltet euch recht,
Es ist keine Stunde zum Bau zu schlecht!
Laßt nimmer euch täuschen durch falsches Wort,
Laßt schaufeln und hämmern, laßt mauern uns fort!
Ans Werk, ans Werk durch Tag und Nacht,
Bis das Vaterhaus unter Dach gebracht —
Ans Werk, ans Werk!

Es harret das Weib, es harret das Kind,
Ohne Heimat die Frauen und Kinder sind!
O denket der Kraft, die vergebens verglüht,
O denket des Geists, der vergebens versprüht,
Weil der Heimatherd fehlt dem Vaterland;
O schaffet mit Herz und Hirn und Hand!

Es wohnt sich so gut unter eigenem Dach,
O laßt euch nicht irren, o lasset nicht nach —
Ans Werk, ans Werk!

Nicht irren laßt euch, o lasset nicht nach,
Auch schlummert sich's gut unter eigenem Dach;
O denkt, wen die Arbeit fordert ins Grab,
Den senken wir mit in den Grund hinab.
Und der Grund ist unser, es schlafen darin
Die toten Väter von Anbeginn; —
Aus der Helden Asche soll steigen das Haus,
Ans Werk, ans Werk! o haltet aus —
Ans Werk, ans Werk!

Keine Hand ist so schwach, keine Kraft so gering,
Sie mag tun zu dem Bau ein gewaltig Ding;
Mancher Geist gar stolz, von gar hellem Schein
Mag doch nur verwirrend leuchten darein!
O bietet die Herzen, o bietet die Hand,
Daß sich hebe der Herd im Vaterland!
Ans Werk, ans Werk, es ist Gottes Will'!
Fluch dem, der dem Ruf nicht folgen will:
Ans Werk! Ans Werk!

Abschied.

Laut rief das Horn zum Scheiden,
Wir mußten's eben leiden,
Zu End' war unser Glück;
Schon ritten die Genossen
Und schauten von den Rossen
Nach ihr und mir zurück.

Herz tat an Herzen klopfen,
Es fiel ein heißer Tropfen
Herab auf meine Hand.
Das Schwert erklang zur Seiten;
O Lieb, nun muß ich reiten,
Es gilt fürs Vaterland!

Sie faßte mich nur enger,
Sie klagete nur bänger:
Du reitest in den Tod!
Du reitest ins Verderben,
Und mit dir muß ich sterben —
O Vaterlandes Not!

Der Rappe zog am Zügel,
Der Fuß ſtand in dem Bügel:
Ade, du ſüße Braut!
Fort, fort in wildem Jagen
Tät drauf mein Roß mich tragen —
Hab' mich nicht umgeſchaut!

Meinen Liebſten ſie haben gefangen gebracht,
Sie führeten zwiſchen den Pferden ihn hin;
Und ſie ritten von zwei bis zu vier in der Nacht,
Dem Hufſchlag, dem Hufſchlag gefolget ich bin.

Und ſie ritten bergauf, und ſie ritten talein,
Die Nacht war ſo dunkel, kein Sternlein gab Licht;
Dem Hufſchlag ich folgt' über ſcharfes Geſtein,
Durch Dornen und Diſtel und ſpürte es nicht.

Was Dornen und Diſtel und ſcharfes Geſtein?
Was Nachtwind und Regen und höhnendes Wort?
Wohl ſchlug mir das Herz zu ſchlimmerer Pein,
Sie führten den Liebſten in Ketten mir fort.

Und ſie ritten wohl über die hallende Brück',
Da konnt' ich dem Hufſchlag nicht folgen mehr;
Wild ſtießen ſie mich von der Pforte zurück
Und kreuzten darüber die eiſerne Wehr.

Wohl rauſchen die Waſſer die ganze Nacht,
Wohl hämmert das Herze und wird nicht ſtill;
Und wird er am Morgen hinaus nun gebracht,
Bis zum Tod, in den Tod ich ihm folgen will.

Herr Schill.

Sie jagten mit dem Morgengraun
Wohl über die grüne Heide;
Da rief Herr Schill im Ummeschaun:
Die Säbel aus der Scheide!
Und alle Reiter jauchzten laut,
Die haben sich nicht umgeschaut, —
Der Herr von Schill ritt vorne.

Vorbei, vorbei die lust'ge Jagd, —
Herr Schill, der ist erschossen;
Und manche, die's mit ihm gewagt,
Die stürzten von den Rossen.
Doch jeder rief im Sterben noch:
Der Herr von Schill, der lebe hoch,
Reit' uns voran zum Himmel!

Vorbei, vorbei, o Vaterland,
Wie ist's um dich ergangen!
Es hat der Feind mit böser Hand
Manch kühnen Mann gefangen;

Manch Reiter unterm Hochgericht
Lacht ſtolz dem Tode ins Geſicht,
Dem Vaterland zu Ehren,
Den Schillſchen Ruhm zu mehren!

Vorüber war der große Sturm gezogen,
Der Himmel leuchtete in roter Glut;
Nach Westen all die schwarzen Wolken flogen,
Und jedes Dasein faßte neuen Mut.
Nicht hat die Windsbraut mehr den Wald gebogen,
Nicht rauschte mehr des Regens wilde Flut:
Der Schönheit Sieg! Vor trat sie aus dem Dunkeln,
Ein Duft und Klang — ein Leuchten und ein Funkeln!

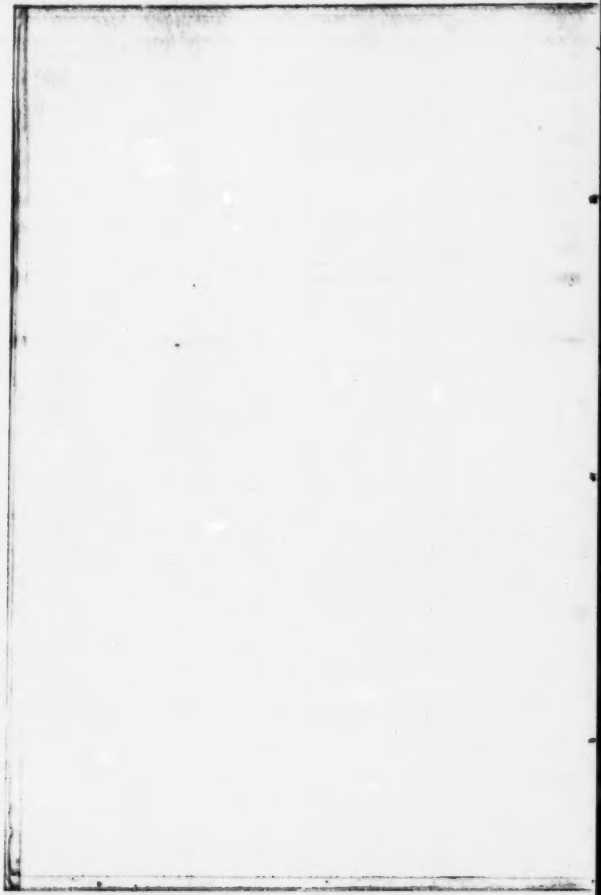
Tief, tief im Wald lehnt' ich am moos'gen Baume
Und sah, wie Abendsonn' und holder Schatten
Sich neckten lieblich auf demselben Raume,
Sah, wie die Tropfen glänzten auf den Matten.
Und als der Wald erwacht aus wildem Traume,
Und alle Dinge Ruh' gefunden hatten,
Da fühlt' ich mit dem Wald mein Herz erhoben
Aus tiefster Schwermut, die es bang umwoben!

Vom Vaterland hab' ich den Tag geträumet,
Eh' kam der Sturm, und als der Sturm gekommen;
Und was getan ward, und was ward versäumet,
Was von den Tapfern, Treuen, Edlen, Frommen

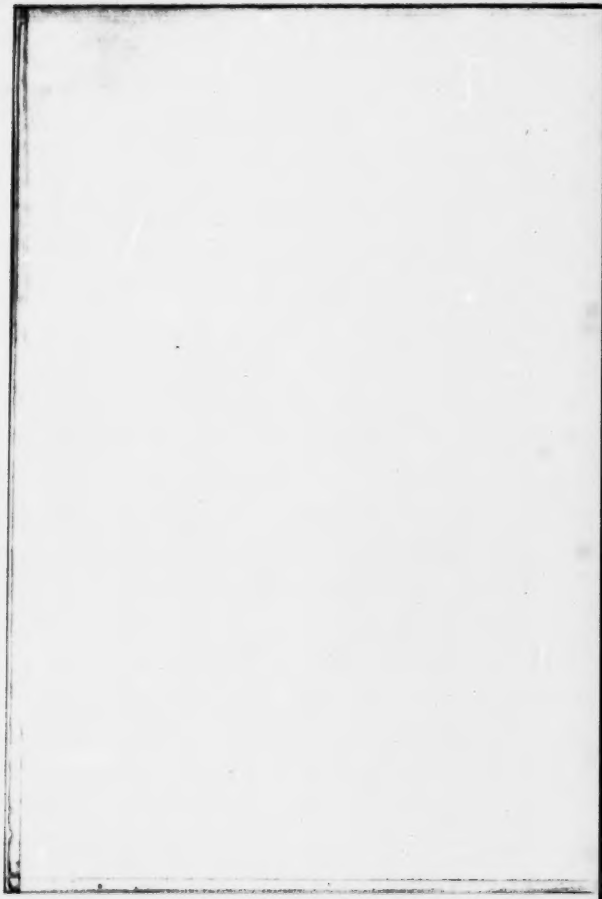
Den Feigen, Falschen, Schlechten eingeräumet,
Das hat mir ganz die Seele eingenommen!
Versunken war ich ganz in Schmerz und Grimme,
Bis in dem Donner weckt' mich eine Stimme.

Ja, eine Stimme war im großen Wetter,
Und durch den Sturm vernahm ich diese Worte:
„Zur rechten Zeit wird kommen doch der Retter!
Zur rechten Zeit und an dem rechten Orte!
Im Buch des Schicksals wenden sich die Blätter;
Verzweifelt nicht an euch und eurem Horte!
Die Rüstung nehmt! — Es wird ein blutig Tagen,
Bald wird die Schlacht, die große Schlacht geschlagen!"

Auf wilden Aufruhr welch ein holdes Schweigen!
Der Tropfen fällt, im Dunkel rauscht der Bronne, —
Vorbei, vorbei! Jetzt will der Tag sich neigen,
Auf steigt der Mond, und nieder sinkt die Sonne.
Wie klingt es süß melodisch in den Zweigen,
Wie schlägt das Herz, halb ängstlich, halb in Wonne!
Die Nachtigall, die hat ihr Lied begonnen,
Ein neues Märchen hab' ich mir gewonnen!



Zu eigenen Höhen



Gute Stunde.

Es zechen die Götter im hohen Olymp,
Wir sitzen auf grünendem Hügel;
In der Mitte zumal,
Zwischen Äther und Tal,
Da wachsen dem Herzen wohl Flügel.

Nun drücket den blühenden Kranz auf das Haupt
Und jauchzet: Es lebe das Leben!
Und den Göttern sei Heil,
Die so wonniglich Teil,
Von Himmel und Erd' uns gegeben!

Hemm' keiner den pochenden Herzschlag der Brust,
Wir sitzen in heiliger Runde;
Blickt nicht vor, nicht zurück,
Denn das flüchtige Glück,
Es haftet ja nur an der Stunde.

Und so hebet die Becher ins Abendrot,
Gold haltet dem Golde entgegen;

Schlürft die selige Stund',
Doch mit lästerndem Mund
Nicht reizet das Schicksal verwegen.

Und so klinget die vollen Pokale an,
Doch weckt nicht die Götter vermessen;
Denn ihr Neid hat beim Mahl
Im olympischen Saal
Nur minutenlang uns vergessen!

Legt in die Hand das Schicksal dir ein Glück,
Mußt du ein andres wieder fallen lassen;
Schmerz und Gewinn erhältst du Stück um Stück,
Und Tiefersehntes wirst du bitter hassen.

Des Menschen Hand ist eine Kinderhand,
Sie greift nur zu, um achtlos zu zerstören;
Mit Trümmern überstreuet sie das Land,
Und was sie hält, wird ihr doch nie gehören.

Des Menschen Hand ist eine Kinderhand,
Sein Herz ein Kinderherz im heft'gen Trachten.
Greif zu und halt! . . . Da liegt der bunte Tand,
Und klagen müssen nun, die eben lachten.

Legt in die Hand das Schicksal dir den Kranz,
So mußt die schönste Pracht du selbst zerpflücken;
Zerstören wirst du selbst des Lebens Glanz
Und weinen über den zerstreuten Stücken.

Beruhigung.

Auf alle Höhen,
Da wollt' ich steigen,
Zu allen Tiefen
Mich niederneigen.
Das Nah' und Ferne
Wollt' ich erkünden,
Geheimste Wunder
Wollt' ich ergründen.
Gewaltig Sehnen,
Unendlich Schweifen,
Im ew'gen Streben
Ein Nieergreifen —
Das war mein Leben.

Nun ist's geschehen; —
Aus allen Räumen
Hab' ich gewonnen
Ein holdes Träumen.
Nun sind umschlossen
Im engsten Ringe,

Im stillsten Herzen
Weltweite Dinge.
Lichtblauer Schleier
Sank nieder leise;
In Liebesweben,
Goldzauberkreise —
Ist nun mein Leben.

Der Hagedorn.

I.

Er ritt vorbei, sie stand am Hag,
Die Frühlingssonn' auf den Feldern lag,
Die Frühlingssonne lag auf den Höh'n,
Und er war jung, und sie war schön;
Der Hagedorn stand in der Blüte.

Das Haupt er neigte, schwang den Hut:
Gott grüß' dich, du fromm, du edel Blut!
Gott grüße, halte, schütze allzeit
Dich, fremdes Tal, dich, fremde Maid!
Der Hagedorn stand in der Blüte.

Mit Lachen sie nickt', den Hut er schwang
Und horchte im Reiten ihrem Sang,
Bis in der Ferne so leise, leis'
Verhallte die alte, die süße Weis':
Der Hagedorn steht in der Blüte.

Das Herz war ihm so leicht, so licht,
Die Schatten sah er auf den Wiesen nicht,
Die Wolkenschatten nicht über dem Land,
Und in den Wald der Weg sich wandt';
Der Hagedorn stand in der Blüte.

II.

Und nach so manchem langen Jahr,
Da ritt er her mit der reisigen Schar;
Da wehten die Winde so schaurig und kalt,
Da stand entlaubt und schwarz der Wald;
Der Hagedorn stand in Dornen.

Auf Feld und Wiesen lag der Schnee,
Von Eise starrte Fluß und See,
Und Eisen deckte des Mannes Brust,
Aus war der Frühling, die Jugendlust;
Der Hagedorn stand in Dornen.

Es saß ein Mütterlein am Hag; —
O Tal, wo hast du das Mägdlein, sag?

Das Weiblein nickte, nickte und ſang,
Und eifig die Weiſe zum Herzen drang:
Der Hagedorn ſteht in Dornen.

Es ſchnoben die Roſſe im Zuge ſchwer,
Die ſchwarzen Raben flatterten her;
Im eiſernen Harniſch vorbei er ritt,
Und gell das Lied ins Herz ihm ſchnitt:
Der Hagedorn ſteht in Dornen.

Das Lied vom Reh.

Im Mondlicht schimmert der stille See,
Aus Waldnacht schlüpfet das scheue Reh;
Das Hälschen es biegt, das Köpfchen es wiegt,
Es tritt an die flimmernden Fluten.

Im Dunkel lehnend am Eichenbaum
Im Wachen halb und halb im Traum
Lausch' ich dem Bild, so süß und mild,
Und denk' eines andern Bildes.

Und einen glänzenden Saal schau' ich
Und in dem Saal, o Liebchen, dich:
Das Hälschen du biegst, das Köpfchen du wiegst
Und schwebst durch die schimmernden Reihen.

Und mitten im düstern, stillen Wald
Ganz fern wie Geig' und Horn es schallt,
Und wilder Schmerz durchzuckt das Herz,
Das Feuerrohr an die Wange!

Ein roter Blitz in das Mondenlicht:
Todwund das Reh zusammenbricht!
Der Wald erwacht, der Schütze lacht —
Es ist ein schaurig Lachen.

Flüchtiges Glück.

Nur einen kurzen Sonnenschein
Durft' ich im Lichte schweben,
Nun muß ich liegen in harter Pein
Durchs ganze dunkle Leben.

Es kreisen in alle Ewigkeit
Viel hunderttausend Sonnen —
Was hat aus all dem Glanz und Licht
Meine arme Seele gewonnen?

Aus all dem Glanz, aus all der Pracht
Fiel mir ein Stern hernieder;
Nun ist es Nacht, ist dunkelste Nacht,
Und nie seh' ich die Sonne wieder.

Stella maris.

Wie ſich des Lebens Wogen
Erheben hoch und wild,
Glänzt mir die Tramontana,
Feinsliebchens ſüßes Bild.

Ob auch die Wogen reißen
Mein Schifflein ab und auf,
Zu einem Stern ſo helle
Blick' aus der Angſt ich auf.

Die ſchwarzen Wolken jagen,
Verlöſchen jedes Licht,
Den Mond und alle Sterne,
Den einen Stern doch nicht.

Gegrüßt ſei, „Stern des Meeres",
Gegrüßt in jeder Not!
Dein Leuchten iſt das Leben,
Dein Sinken wär' der Tod.

Sommernacht.

Es dunkelt in deinem Garten,
Die Blumen ſchlieſen ein;
Der Mond will heut nicht kommen
Und auch kein Sternelein.

Es dunkelt in deinem Garten,
Liebchen, erſchein', erſchein',
Tritt leiſe, tritt ganz leiſe
In heiligſte Nacht hinein!

Es dunkelt in deinem Garten,
Still liegt die Welt im Traum,
Komm, in dem großen Träumen
Hat auch die Liebe Raum.

Es dunkelt in deinem Garten
Liebchen, komm ſüß und mild,
Im großen Weltentraume,
Da ſind wir auch ein Bild.

Komm, komm, es geht ein Leuchten
Hin an dem Himmelssaum,
Komm, Liebchen, komm, es lächelt
Die Welt in ihrem Traum!

I.

Es war ein Schiff aus Portugal,
Das südwärts, immer südwärts fuhr,
Und durch der Tropenmeere Schwall
Zog leuchtend seine Feuerspur.

Die Nacht war schwül und düftevoll,
Und Finsternis lag auf dem Meer;
Im heißen Wind das Segel schwoll,
Und eilig zog das Schiff daher.

Es drängt sich der Matrosen Schar:
O blickt empor, o schaut empor,
Wie Sternenbilder wunderbar
Sich heben aus der Flut hervor!

Welch nordisch Auge blickte je
Auf solchen Schimmer, solche Pracht?
O wundersame fremde See!
O glänzend Wunder fremder Nacht!

Ein ſtolz und glückhaft Schiff es war,
Und glücklich war der kühne Mann,
Der, mutig trotzend der Gefahr,
Zuerſt die Linie gewann.

Ob fremd die See, ob fremd die Nacht,
An ſeinem Steuer ſtand er da,
Trauend der fremden Sterne Macht,
Im Herzen jauchzend: India!

II.

Dem kühnen Seemann gleich ich bin,
Steuernd mein Herz durch wonn'ge Nacht,
Hoffend auf ſeligſten Gewinn,
Trauend auf neuer Sterne Macht.

Ja, fremder Lichter fremder Lauf,
Sternbild der Liebe himmliſch hehr,
Stieg mir zu Häupten glänzend auf,
Zieht ſeine Bahnen vor mir her.

Nun ſchwebt mein Herz in Wonnen hin
Durch fremde, niegeahnte Pracht;
Ob ich im Traum, im Wachen bin,
Wer ſagt mir das in ſolcher Nacht?

Wie iſt mein Himmel ſternenvoll!
Wie iſt mein Leben überreich!
Und wenn ich morgen ſcheitern ſoll,
Den ew'gen Göttern bin ich gleich!

III.

In ſonniger Jugend fuhr ich hinaus,
Wie blitzte das Meer, wie flammte der Mut!
Viel gute Geſellen führt' ich hinaus,
Die hielten das Schiff mir in wackerer Hut.

Die Flagge der Liebe wehte vom Maſt,
Es lenkte die Hoffnung das Steuer recht;
Im Raume barg ſich manch köſtliche Laſt,
Zu gut war kein Wind, und kein Wind war zu ſchlecht.

Fein blank war das Schifflein, die Segel ſtark,
Furchtlos war das Herz, das Auge war klar;
An jeglicher Küſte flaggte die Bark',
Gefeit war ſie gegen jede Gefahr.

So hab' ich geſchlafen beim wilden Orkan
Und Mondſcheinnächte in Sorgen verwacht,
Und Freuden und Leiden und Kampf bot die Bahn,
Doch nun hab' die Fahrt ich zum Ende gebracht.

Jetzt breiten die Nebel ſich über dem Meer,
Herab ſanken Flagge und Segel zerfetzt;
Zerbrochen das Steuer! ſo treib' ich einher
Und ſinke im luſtigen Tanze zuletzt.

Viel beſſer, zu ſinken im luſtigen Wehn,
Als liegen und faulen und modern am Strand;
Viel beſſer, im Sturme zugrunde zu gehn,
Als langſam verkommen, verſinken im Sand!

Die Regennacht.

Ein armer Mann lag er auf ſeinem Lager
Und horchte, wie der Regen niederrauſchte;
Ein altes Weiblein, giftig, gelb und hager,
Krankheit genannt, hielt Wacht,
Und es war Nacht,
War lange, ſchaurig kalte Regennacht.

Dem Manne Weh, der einſam und verlaſſen
In ſolcher Nacht ſich quält mit ſeinem Leben,
Der horchen muß dem Regen in den Gaſſen
Und zählen muß den Glockenſchlag
Bis zu dem Tag,
Dem langen, grauen, öden Wintertag!

Nur matten Schein verhüllt die Lampe wirft,
Das Auge fängt ſich in des Vorhangs Falten,
Schatten und Nacht! Und in der Nacht Geſtalten
Und Tongewirr! Der Regen niederrauſcht,
Die Seele lauſcht
Und ängſtet ſich, verliert ſich in ſich ſelber!

Ein fröstelnd Feuer! Bei dem Rauschen, Rauschen
Geseufz des Winds vor dem verhangnen Fenster.
O unerträglich qualvoll, schmerzhaft Lauschen,
Das an den Nerven zerrt und zuckt!
Der Tod, der guckt
Sich überbeugend ins Gesicht dem Opfer.

Und wie die Tropfen unaufhörlich fallen,
Und wie es klingt und klopft und gießt und plätschert,
Da hört er leise Geistertritte hallen,
Und tote Jahre, Tage längst entschwunden,
Vergessne Stunden
Ziehen lebendig durch die bange Seele.

Denke daran, in Sonne lag die Welt,
Wacht hielt die Mutter über dich im Schatten,
Ein Kind warst du auf einem Blumenfeld,
Denke der Kindheit, armer kranker Mann,
Denke daran,
Wie sich die Blüten schaukelten im Weste!

Denke daran, du standst auf Bergesgipfel,
Es hielt dein starker Arm die Braut umschlungen;
Tief unter dir der Tannen dunkle Wipfel

Und weit der Täler, Hügel grüner Kranz
Im sonn'gen Glanz —
Denke der duft'gen, hoffnungsreichen Ferne!

Denke daran, die Lerche sang im Blauen,
Als in dein Haus du führtest die Geliebte,
Denk, wie im Segen prangten reich die Auen!
Denk, wie die Häupter neigeten die Ähren,
Die hoffnungsschweren,
Denk, wie die Sichel blitzte in der Sonne!

Weh, welche Nacht! Will nie der Regen enden?
Zu glühndem Feuer wird ein jeder Tropfen!
Was hilft's die bange Seele abzuwenden?
Ein Leichenduft kalt ins Gesicht ihm schlägt,
Vorüber trägt
Vor dem geschloßnen Aug' man seine Särge!

Ein armer Mann lag er auf seinem Lager
Und horchte, wie der Regen niederrauschte;
Ein altes Weiblein, giftig, gelb und hager,
Krankheit genannt, hielt Wacht,
Und es war Nacht,
War lange, schaurig kalte Regennacht.

Sonnenschein.

Vogelsang in den Wäldern,
Sonnenschein über den Feldern,
Vogelsang in den Lüften,
Voll das Feld von Düften.

Schieb das Fenster zur Seite,
Blick hinaus ins Weite,
In das Leuchten und Funkeln —
Ach, gar balde wird's dunkeln!

Schau, in Blüten die Bäume,
Komm, den Tag nicht versäume;
Regt ein Hauch die Äste,
Flattern die Blüten im Weste.

In deinen goldenen Locken
Fangen sich duftige Flocken;
Einst wird im Ernste es schneien,
Ahnst du den Winter im Maien?

Nimm deine tönende Laute,
Komm in den Lenz, du Traute,
Und mit lieblichem Munde
Lobe die glänzende Stunde.

Vöglein, die Äther jetzt trinken,
Müde werden sie sinken,
All ihre lustigen Lieder
Schweben zur Erde nieder.

Eile, es schwanket die Wage,
Eile, es schwinden die Tage,
Auf das Kosen und Werben
Folgt das Altern und Sterben.

Herzleins pochendes Weben
Kündet dir: Tod im Leben!
Stirn so weiß und fein,
Denk: Schatten im Sonnenschein!

Blitz und Donner auf dem Meere,
Schwarze Wolken hagelschwer,
Aus den Wolken ganze Scharen
Weißer Möwen schießen her.

Ums Gestein, der Mutter Knochen,
Ziehn die Vögel wilde Kreise,
Im uralten tragischen Wehe
Singt die See die alte Weise.

Uranus und Tellus kämpfen
Mit Neptun um Reich und Macht,
Über Reich und Kämpfer schreiten
Wird zuletzt die ew'ge Nacht.

Seelen sind die weißen Vögel,
Flatternd in dem Sturmesgraus,
Licht und Erde, Meer und Seelen
Löschet die Vernichtung aus.

In der Brandung stöhnt die Mythe,
Hallt im Donner und im Wind,
An den Fels mit wildem Schreien
Klammert sich das Menschenkind.

So viel totgeborne Blüten von dem Baum im Windhauch ſchweben,
So viel Wünſche, ſo viel Freuden ſterben hin im Menſchenleben.
Klag nicht, wenn des Frühlings Wehen ſanft die Blüten niederſtreifet,
Trotze, wenn des Sturmes Wüten in die reichen Äſte greifet!
Tauſend Blüten mögen fallen, tauſend Hoffnungen vergehen,
Alle Blüten, jede Hoffnung, wird der Lenzhauch nicht verwehen.
Wehe, wehe, wenn im Frühling ſchon der Baum in Armut trauert,
Ihn im Glanz und Licht des Lebens leeres Herbſtgefühl durchſchauert!
Blüte, die ein Hauch entführet, laß ſie flattern nur im Weſt,
Blüte, die dem Weſte trotzet, halt ſie ſelbſt im Sturme feſt!

Wenn über stiller Heide
Des Mondes Sichel schwebt,
Mag lösen sich vom Leide
Herz, das im Leiden bebt.

Tritt vor aus deiner Kammer
Und trage deinen Schmerz,
Trage des Weltlaufs Jammer
Der Ewigkeit ans Herz.

Das Ewige ist stille,
Laut die Vergänglichkeit;
Schweigend geht Gottes Wille
Über den Erdenstreit.

In deinen Schmerzen schweige,
Tritt in die stille Nacht;
Das Haupt in Demut neige,
Bald ist der Kampf vollbracht.

Schweige in deinem Schmerze,
Geh vor aus deinem Haus
Und trag dein armes Herze
An Gottes Herz hinaus.

Univ. Bibl.
München

Weil' nicht im dunkeln Walde,
Zwiſchen den Tannen nicht;
Über die freie Halde
Trag deinen Schmerz ins Licht.

Wenn hinter dir verſunken,
Was Ohr und Auge bannt,
Dann hält die Seele trunken
Das Firmament umſpannt.

Wie aus dem Nebelkleide
Der Mond ſich glänzend ringt,
So aus dem Erdenleide
Aufwärts das Herz ſich ſchwingt.

O Heide, ſtille Heide,
Wie ſehnet ſich hinaus
Zu dir das Herz im Leide,
Gefangen Herz im Haus!

Des Königs Ritt.

Das war Georg der Dritte,
Der warf in Windsorschloß,
Im Sonnenschein um Mittag,
Sich auf ein wildes Roß.

Das war der König von England,
Der sprengte aus der Burg,
Und starre Schranzen und Wachen
Ließen den König durch.

Sie ließen ihn reiten von dannen,
Sie sperrten ihm nicht den Steg;
Wer wirft sich dem König von England,
Dem König in den Weg?

Wer will den König halten?
Wer wagt es, seine Hand
Zu legen an Gottes Gesalbten,
Den König von Engelland?

So reitet Georg der Dritte,
Es hielt ihn niemand auf,
Nach London, dem großen London,
Im vollen Roſſeslauf.

Es flattern die wirren Locken,
Im Aug' welch irrer Schein!
Barhäuptig reitet der König;
Georg, was ſoll das ſein?

Georg, Georg von England,
Georg, was iſt mit dir?
Was ſpornſt du die Flanken blutig
Dem ſchnaubenden, ſchäumenden Tier?

Was weicht aus deinem Wege
Das Volk ſo ſchreckensbleich?
Georg, will ſtürzen zuſammen
Der ſtolzen Briten Reich?

Was wirfſt du auf zum Himmel
Verzweifelnd deine Hand?
Will ſinken in Staub und Trümmer
Das Reich von Engelland?

Es tagen zu Westminster
Mylords und Gentlemen;
Britannia herrscht auf den Wogen,
Georg, was reitest du denn?

Der König jagt durch Londons
Häuser- und Menschendrang,
Durch wimmelnde Gassen und Plätze
Den Themsestrom entlang.

Sankt Paulus Glocken dröhnen —
Hochkirch' in aller Pracht!
Es wogt und braust die City —
Hie Reichtum, Stolz und Macht!

Zu Bedlams Toren stürzet
Entsetzt der Wächter Hauf';
Vor Bedlams Toren bändigt
Der König des Rosses Lauf.

In graue Locken greifend
Ruft er mit wildem Schrei'n:
„Öffnet dem König von England,
Den armen George laßt ein!"

Gespräch in der Wüste.

Der große Sultan Saladin
Und Richard von Engelland,
Die traten vor ihre Kämpfer hin
Und reichten sich die Hand.

Auf dem glühenden Plan um den Palmenbaum,
Unter dem die Könige schreiten,
Bis an des Horizontes Saum
Die Heeresscharen sich breiten.

Kein Kampfgeschrei, nur Flüsterwort —
Die Waffen leuchten und blitzen!
Um das heilige Land sie werben dort,
Wo die beiden Könige sitzen!

Es reckte den Hals das Abendland,
Der Orient spitzte die Ohren;
Und wie auch die Sonn' auf die Scheitel brannt',
Sie standen wie festgefroren.

Manch guter Knappe, manch braver Baron
Bedachte, was sie wohl dächten;
Manch Reiterfürst, manch Wüstensohn
Es gerne zusammenbrächten.

Der König Richard Löwenherz
Schaut dem Sultan ins Gesicht,
Von seiner Dame ein jeder sprach,
Vom heiligen Grabe nicht!

Es iſt ein eigen Ding,
Zu ſitzen und zu lauſchen,
Wenn draußen vor der Tür
Die ſchwarzen Tannen rauſchen,
Wenn Tropf' auf Tropfen klingt
Hernieder von dem Dach,
Und jeder leiſe Klang
Ein altes Bild ruft wach;
Wenn von dem Bergeshang
Den Schnee die Windsbraut fegt,
Und auf dein träumend Herz
Die Hand die Liebe legt.
Das Feuer ſchilt und murrt,
Im Winkel pickt die Uhr,
Träumend der Jagdhund knurrt,
Verweht wird jede Spur
Von deinem Fuß da drauß',
Da draußen in dem Schnee,
Nun iſt die Welt dein Haus. . . .

Roderich von der Leine.

„Um Gottes willen, halten Sie ihn fest!“ rief mir Zuckriegel zu. „Jetzt habe ich ihn in die rechte Stimmung versetzt! In einer Viertelstunde ist er mit seinen gereimten Linzer Erlebnissen wieder da. Geben Sie Achtung, ob er sich nicht rächt. Halten Sie ihn, bringen Sie ihn zurück, ich will Abbitte tun.“

„Sie lobe ich mir als Reisegefährten“, sprach ich und ging dem guten Roderich nach.

I.

Grau verschleiert schau'n die Berge
Auf die fremde Stadt herein,
Unabläßig rieselt's nieder,
Und ich gähne kläglich drein.

Gott, o Gott, o woll' es wenden,
Gott, Erbarmen habe du!
Sende mir in diesem Trübsal
Einen deiner Engel zu.

Goldgelockt mit blauen Augen,
Schlank und weiß von Angesicht

Laß ihn ſein, um mich zu tröſten, —
Flügel — Flügel braucht er nicht.

Von dem Dome ſummt die Glocke,
Und die frommen Chriſten ſchleichen
Durch den Schmutz der Stadt zur Meſſe;
Gott, o Gott, laß dich erweichen!

Einen Engel ſend' hernieder
Oder einen Sonnenſtrahl,
Laſſe mich nicht untergehen
Hier in dieſer Jammerqual!

II.

Bläulich ringelnd, ſanft verwehend
Schwindet der Zigarre Duft;
Unabläſſig rieſelt's nieder,
Und ich ſchnappe wild nach Luft.

Aus dem Fenſter halben Leibes
Häng' ich jetzt und hör' die Tropfen
Drunten in der engen Gaſſe
Auf die Regenſchirme klopfen.

Und das Auge schläfrig müde,
An dem Hause gegenüber
Von dem Keller bis zum Dache
Kriecht's hinauf und senkt sich wieder.

An des Metzgers Tür dem Hammel
Ausgeweidet, halb zerfetzt,
Ach wie gleicht ihm schauderhaftig
Meine arme Seele jetzt!

III.

Hinter hohen Spiegelscheiben
In dem blanken Messingbauer
Kreischt ein grüner Papageie
Und erweckt mir neue Schauer.

Eine Dam' in rotem Sammet
Füttert ihn mit Zuckerbrocken.
Merci! kreischt er, klettert, flattert —
Alle meine Pulse stocken;

Denn ein neues Bild ist er mir
Aus dem wildbewegten Leben;

Denn mit Flattern, Merciſagen
Hab' auch ich mich abgegeben.

Und 'ne Dam' in rotem Sammet
Reicht' auch mir einſt Süßigkeiten;
Merci! Merci! raſend werd' ich,
Denk' ich heute jener Zeiten.

O du grüner Papagoye
In dem blanken Silberringe,
Häng dich auf an deiner Kette:
Sauer werden ſüße Dinge.

IV.

Und von neuem ſchläfrig gähnend,
Heb' ich jetzt die Augenlider;
Hoch und höher ſchweift das Auge,
Nah dem Dache haftet's wieder.

Nah dem Dache — Gott, was ſeh' ich?
Gott, o Gott, kann's möglich ſein?
In des Regens troſtlos Plätſchern
Schießt ein Sonnenſtrahl hinein!

Nah dem Dach ein offen Fenſter,
Ganz von Bohnenblüt' umwoben!
Gott, o Gott, du haſt gerettet!
Dank dir, Dichtergott, dort oben!

Nah dem Dach ein offen Fenſter,
Und darin ein Engelsköpfchen,
Blaue Augen, weiße Arme,
Roſig Mündlein, goldne Zöpfchen!

Nah dem Dach der ganze Himmel,
O wie fern dem Erdenſchmutz!
Nah dem Dach die ew'ge Wonne!
Schöne Heil'ge, deinen Schutz,

Deinen ſüßen Schutz erfleh' ich —
Nicht mit Winken — kaum mit Blicken;
Schöne Heil'ge, ſchöne Sel'ge,
Willſt du nicht hernieder nicken?

Ach, ſie hebt ſich von dem Sitze,
Elfenhaft, im Blütenkranz,
Um den Mund ein Engellächeln,
Steht ſie hold im Sonnenglanz!

Alle Teufel! Tod und Hölle!
Gott, o Gott, was soll das wieder?
Schönster Engel! Süße Heilige!
Gott, sie läßt den Vorhang nieder.

V.

Unabläßig rauscht's herunter,
Und ich seufze kläglich drein;
Grau verschleiert sehn die Berge
Auf die fremde Stadt herein.

Und das rote Reisehandbuch
Greif ich auf und sink' zurück
Schwer und mit gelösten Gliedern
In den Sessel, und der Blick

Sucht die Stelle, wo es lautet:
„Linz ist eine schöne Stadt,
Die schlecht Pflaster, ein'ge Menschen
Und auch ein Theater hat!"

Linz, o Linz am Donaustrande,
Ewig, Linz, gedenk' ich dein;
Deinem Ruhme und Theater
Will ich diese Verse weih'n.

Linz, o Linz am Donauſtrande,
Linz in Oberöſterreich,
Denk' ich deiner, wird das Auge
Feucht, und wird das Herze weich!

Jener weiße, kleine Vorhang
Vor dem Fenſter nah dem Dach —
Denk' ich ſein, was wird da alles
In dem dummen Herzen wach!

Alle Götter und Göttinnen
Sind dem Dichter ſtets zur Seit',
Geben ihm durch Blut und Flammen,
Durch — den Regen das Geleit.

Jenen kleinen weißen Vorhang,
Liebchen, Liebchen, laß ihn zu!
In der holden Götterdämmrung,
Liebchen, lieblicher biſt du!

Ich ſah in den Gaſſen des Volkes Geiſt
Und kenne der Könige Gänge,
Und wenn meine Mittel erlaubten es mir,
So ſäng' ich die höchſten Geſänge.

Es regt ſich der Frühling unbedingt
In der Knappſchaft edelſten Gliedern,
Es ſpringen die Knoſpen, es ſpringen auch
Die Knöpf' an der Jungfrauen Miedern. . . .

Es ſchwingen ſich hoch im unendlichen Blau
Des Weltalls liebliche Töchter,
Ein jeglicher Knappe blickt ſchmachtend empor,
Und was er nicht kann, das möcht' er.

Da hört' ich von ferne, ſo leiſe, leis,
Des Weltballs Herzſchlag pochen,
Und unter ſüßer Betäubung kam
Meine Muſe in — die Wochen. . . .

Dem Ritter wird man das tapfere Schwert
Mit Suppenlorbeer umgürten,
Und dem, der wie ich itzt, die Leier ſchlägt,
Beſteckt man die Wurſt mit Myrten.

Wer klug sein Schifflein zu steuern weiß,
Den muß man höchlichst preisen,
Doch vitam impendere vero ist
Das Wort der Helden und Weisen.

Nun tret' ich einher mit erhobenem Haupt
In Platenschen Parabasen
Und halte den Honig, das Salz und den Senf
Der Knappschaft unter die Nasen. . . . .

Lieder der Völker.

Es wecken ihre großen Toten
Lebendige Völker mit Geſang
Und führen ſie ins Licht des Tages
Auf ſtolzer Lieder frohem Klang.

An dunkle Geiſterpforte pochet
Des Sängers Hand: Erwacht, erwacht,
Ihr alten Weiſen, alten Helden,
Wir rufen euch zu neuer Schlacht!

Die Sonne ſtrahlt am hohen Himmel,
Der Mond geht durch die Dunkelheit,
Es rauſcht der Wald, die Wogen brauſen,
Unausgefochten iſt der Streit!

Steigt auch herauf, ihr hohen Frauen,
Hebt eure Schleier vom Geſicht,
Mit Blumen iſt die Erd' bedecket,
Doch Friede, Friede ward es nicht!

Da regt es sich in tiefsten Grüften,
Jahrtausende sind neu belebt,
Und durch das bunte Heut und Morgen
Der mächtige Zug der Geister schwebt.

Von Land zu Land, von Volk zu Volke
Schwingt sich die Freiheit mit dem Lied,
Und in der Menschheit Rosenkette
Wird jedes Herz zu einem Glied.

Es spricht die Welt in hundert Zungen,
Von einer nur weiß der Gesang:
Im Eichenforst, im Palmenhaine
Für Haß und Lieb' derselbe Klang!

Von Volk zu Volk, von Land zu Lande
Strömt hin der Melodieen Flut —
Und von der Erde grünem Mantel
Spült sie die Tränen und das Blut.

Uralter Sieg des Orientes
Schlägt in Europa tönend an,
Und zur Atlantis trägt ihn weiter
Harmonisch mild der Ozean.

Was die Hiſtorie vergeſſen,
Vergaß der Hirt und Fiſcher nicht,
Zum Wohllaut ward die Tat des Helden,
Das Wort des Weiſen zum Gedicht!

Debout, ihr Kavaliere!
Ihr Pagen und Hartschiere,
Werft auf die Flügeltür!
Vor einem Fächerschlage
Wird itzt die Nacht zum Tage,
Clymene tritt herfür.

Sie neiget sich im Kreise;
Die Damen flüstern leise:
Le sue spine ha! —
Was kümmert es die Rose,
Clymene lächelt lose,
E passo passo va.

Abschied von Stuttgart.

Einmal sah er noch vom Wagen
Auf der Freunde Kreis zurück,
Und der Glanz von Jahr und Tagen
Drängte sich in einen Blick.

Aus der Ferne welch ein Klingen,
Aus der Nähe welch ein Klang!
Und im Rauschen mächt'ger Schwinger
Wird dem Wandrer fremd und bang.

Horch, ein Rufen von den Hügeln —
Und ein Winken aus dem Tal!
Ziehst du fort auf eignen Flügeln?
Ist's dein Schicksal? deine Wahl? —

Sieh, da kommt's von allen Seiten,
Lang vergessen, neu erlebt,
Grüßend im Vorübergleiten,
Licht und Dunkelheit verwebt;

Winterschnee und Blütenbäume,
Lust'ger Weg durch Feld und Hain,
Lebensnot und Dichterträume,
Klug Gespräch beim Lampenschein!

Und die trauten Stimmen sagen:
Weißt du noch? . . . o denke dran!
Alles mußt du mit dir tragen,
Was dich hierher binden kann!

Über deinem Haupte Schwingen;
Aber Blei an deinem Fuß!
Stets in deinen Norden dringen
Wird des Südens warmer Gruß! —

Und vom Wagen in die Runde
Reicht der Freund jetzt still die Hand;
Leuchten wird in ferner Stunde,
Was im Augenblick verschwand!

Wen ein Gott
In früher Stunde
Hinausführt, ihm leitend
Den kindlich unsichern Schritt,
Und stellt ihn auf den Berg
In die junge Sonne,
Wahrlich, der wird
Ein anderes sehen,
Als der erhabene Unglückliche,
Welchem der Dämon
Um die Stunde des Mittags
Auf halbem Wege
Des Menschenlebens
Die Stirn berührt.

Es wird wachsen mit dem Tag
Das Kind,
Wird mit dem Auge des Adlers
Den feurigen Ball
Vom Aufgang zum Niedergang
Ruhig verfolgen.
In die Saiten der Leier,

Über welche der Knabe
Mit kindischer Hand
Lächelnd fuhr,
Wird greifen der Jüngling
Sieghaft und königlich
Und wieder lächeln.
Es wird der Mann
Dem Sturme stehen
Und seine Brüder
Mit leuchtendem Schilde
Gelassen decken.
Es wird der Greis
In heiterm Sinnen
Der dunkeln Nacht
Entgegenblicken
Und hoher Ahnen
Göttliches Winken
Im klingenden Herzen
Hinübergehen:
„Mehr Licht!"

Aber der andre
Aus kreischendem Wirrsal

Empörter Städle
Verliert ſich im Wald
Von glühender Heide.
Es folgen ihm fernher
Fluchwort und Drohwort,
Seufzen der Freunde,
Triumphſchrei des Feind's.
Da ſteht er und zaudert,
Die Schrecken des Todes
Sind um ihn und in ihm;
Geſtein und Geſtrüppe
Verſperrt ihm den Weg.
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —.
— — —

Die Tür war zu. Verschlossen war die Tür.
Jenseits ihr Spielplatz! Jenseits alle hellen Wege
Für ihre kleinen Füße.
Jenseits der Garten und der Frühling; —
Diesseits der Tür die Dämmrung und das Fieber,
Die Dämmerung, die zur Nacht wird, und der Weg,
Der langsam, langsam abwärts führt —
Wohin? Wohin?!

Und an die Tür kam's dreimal,
Dreimal drückte ein kleiner Mund sich an das harte Holz,
Dreimal erklang's — hell,
Helle und noch heller:
Adieu!
Adieu! . . .
Adieu! . . . . .

So trennten sich die Wege.

Inhalt.

Aus der Romantik.

Seite

Der Winter iſt vergangen, Jubilate! 19

Es bricht herein die dunkel' Nacht 20

Vor 2. September 1857. („Der Student von Wittenberg".)

Oſterhas. Sprang der Oſterhas 21

10. Dezember 1857. („Einer aus der Menge".)

Türmers Töchterlein. Sie neigt ſich herab übers Turmgeländ' 23

10. Dezember 1857. („Nach dem großen Kriege".)

Belagerte Stadt I—IV. Was kündet am nächtlichen Himmel 25

13. Dezember 1857. („Einer aus der Menge".)

Verlorene Stadt. Vierzehn lange, lange Wochen . 31

13. Dezember 1857. („Elfe von der Tanne".)

Die ſchönſte Blum' im Garten mein 32

Was läuten die Glocken im Lande? 33

An der Landſtraß' im Graben, da bin ich gefunden . 34

Vor 21. Januar 1858. („Lorenz Scheibenhart".)

Vorhang herunter. Trauerſpiel aus 36

Vor 24. März 1868. („Einer aus der Menge.")

Das iſt die Jungfrau im Walde 37

Mädchen am Ofen ſitzet und ſpinnet 39

Trauriges Wiegenlied. Schaukeln und gaukeln . 40

Ein wilder Sturm faßt mich und hebt mich 41

Wer hat meine Nelken all' mir gepflückt? 43

Ich weiß im Wald ein kleines Haus 44

Alles Genießliche hab' ich genoſſen 45

Über den Marktplatz zu schweifen 46
Vor 12. Juli 1859. („Die Kinder von Finkenrode".)
Wunsch und Vorsatz. Kein Tor, kein Türchen . . 47
Dämmrungsgedanken hascht' ich ein 48
Buch zu! Da liegt auf meinem Bilderbuch 49
Vor 2. März 1859. („Halb Mähr halb mehr".)
Es hat geschneit die ganze Nacht 50
Die Nacht, die Nacht ist still und mild 51
Vor 23. September 1858. („Wer kann es wenden?")
Am Tage Sankt Johannis 53
Kein stilles Fleckchen 54
In schönen Frühlingstagen 55
Nun stecke ich fest in dem Sumpfe hier 57
Den Tod hab' ich gesehen 59
Ein Briefelein an meinen Schatz 61
Vor 1. April 1860. („Der heilige Born".)
O Lieb', o Lieb', blas auf die Flamm' 62
Ich träumte so holden, so seligen Traum 63
Vor 18. Mai 1860. („Der heilige Born".)
Vorüber. Nun ist es vorüber, nun ist es geschehn 65
13. August 1860. („Auf dunkelm Grunde".)

Vaterland und Freiheit.

Zum Schillerfest I. II. Die Zeit ist schwer . . . 69
3. Nov. 1859. („Schiller-Denkmal". Berlin 1860. II, S. 472 ff.)
Zwei Dichtungen:
I. Königseid. Es sprach der Priester 72
30. November bis 1. Dezember 1859.
II. Der Kreuzgang. Durch got'sche Bogen . . 78
26.—30. November 1859.
(Westermanns Monatshefte Bd. VII, S. 309 ff.)
Ans Werk, ans Werk mit Herz und mit Hand . . . 84
13. Januar und 17. Juni 1860 („Nach dem großen Kriege".)

Abschied. Laut rief das Horn zum Streite 87
Meinen Liebsten sie haben gefangen gebracht 89
Herr Schill. Sie jagten mit dem Morgengraun . . 90
Vor 27. Dezember 1860. („Nach dem großen Kriege".)
Vorüber war der wilde Sturm gezogen 92
29.—31. Dezember 1860 (Einleitungsgedicht zu „Nach dem großen Kriege".)

Zu eigenen Höhen.

Gute Stunde. Es zechen die Götter im hohen Olymp 97
Ohne die erste Strophe 15. Juli 1861, vollständig vor 23. September 1862. („Die Leute aus dem Walde".)
Legt in die Hand das Schicksal dir ein Glück 99
2. September 1861. („Holunderblüte".)
Beruhigung. Auf alle Höhen, da wollt' ich steigen 100
2. September 1861. („Der Hungerpastor".)
Der Hagedorn I. II. Er ritt vorbei, sie stand am Hag 102
5. September 1861. („Deutsches Dichterbuch aus Schwaben", herausgeg. von Ludwig Seeger. Stuttgart 1863. S. 338 ff.)
Das Lied vom Reh. Im Mondlicht schimmert der stille See 105
Flüchtiges Glück. Nur einen kurzen Sonnenschein 107
5. September 1861.
Stella maris. Wie sich des Lebens Wogen 108
21. September 1861.
Sommernacht. Es dunkelt in deinem Garten . . . 109
21. September 1861. („Weihnachtsbaum für arme Kinder", herausgeg. von Friedrich Hofmann. Hildburghausen 1864.)
Es war ein Schiff aus Portugal I—III 111
20. September bis 4. Oktober 1861. („Die Leute aus dem Walde.")
Die Regennacht. Ein armer Mann lag er auf seinem Lager 115
10., 22., 23. Oktober 1861. („Stuttgarter literarisches Wochenblatt" vom 5. September 1863. Nr. 10.)

Sonnenschein. Vogelsang in den Wäldern 118
24. Oktober 1861. (Die letzte Strophe in „Eise von der Tanne".)
Blitz und Donner auf dem Meere 120
15. Dezember 1861.
Soviel totgeborne Blüten 121
16. Dezember 1861.
Wenn über stiller Heide 122
17. Dezember 1861. („Das letzte Recht".)
Des Königs Ritt. Das war Georg der Dritte . . 124
18. Dezember 1861. („Deutsches Dichterbuch aus Schwaben", S. 334 ff.)
Gespräch in der Wüste. Der große Sultan Saladin 127
1861. („Deutsches Dichterbuch aus Schwaben", S. 337 f.)
Es ist ein eigen Ding, zu sitzen und zu lauschen . . . 129
24. November 1862.
Roderich von der Leine. I—V. Grau verschleiert schau'n die Berge 130
Vor 29. Mai 1864, wahrscheinlich großenteils schon 11. und 12. Juni 1859. („Keltische Knochen".)
Ich sah in den Gassen des Volkes Geist 137
Wahrscheinlich 15. November 1864.
Lieder der Völker. Es wecken ihre großen Toten . 139
9. Juni 1865.
Debout, ihr Kavaliere 142
Um den 20. Oktober 1865. („Abu Telfan".)
Abschied von Stuttgart. Einmal sah er noch vom Wagen 143
2. Juli 1870.
Wen ein Gott in früher Stunde 145
Vor 12. Mai 1871. („Der Träumling".)
Die Tür war zu. Verschlossen war die Tür 148
Nach 24. Juni 1892.

Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW.